



Picus Verlag

READER
BELLETRISTIK
HERBST 2019





Unverkäuflicher, unkorrigierter Leseproben-Reader.

Die Pressesperrfrist entspricht jeweils dem beim Einzeltitel genannten Erscheinungstermin.

Wir bitten Sie, Rezensionen nicht vorher zu veröffentlichen.

Vielen Dank für Ihr Verständnis.

Copyright © 2019 Picus Verlag Ges.m.b.H., Wien
Friedrich-Schmidt-Platz 4/7
1080 Wien
www.picus.at
Alle Rechte vorbehalten

Abbildung Titelseite: © yarruta/123rf

INHALT

Bastienne Voss,
Grünauge sieht dich
7

Barbara Schwarcz,
Sommerverschwendung
27

David Krems,
Fast ein Wunder
51

Susanne Falk,
Fast ein Märchen
81

Egyd Gstättnr,
Mein Leben als Hofnarr
103

Adelheid Popp,
Jugend einer Arbeiterin
133



*256 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag,
farbigem Vor- und Nachsatzpapier und Lesebändchen*

*ISBN 978-3-7117-2088-7, € 24,-
eISBN 978-3-7117-5402-8, € 18,99*

Erscheint am 28. August 2019

BASTIENNE VOSS
GRÜNAUGE SIEHT DICH
ROMAN

ÜBER DAS BUCH

Mitten in der Zeitenwende entflammt eine leidenschaftliche deutsch-deutsche Affäre, in der Iris erwachsen wird, Henry sich seiner Midlife-Krise stellen und Leo die Grenzen seiner Kontrolle erfahren muss.

Im Sommer 1989 will Henry Weber, Atomphysiker, seinem Leben in der Schwenninger Ereignislosigkeit entkommen und folgt der unerwarteten Einladung seines Cousins in den Osten. Dort verliebt er sich in die sechzehnjährige Iris. Doch die ist nicht nur einundzwanzig Jahre jünger als er, sondern auch Tochter von Leo Landowski, Offizier im Dienst der Staatssicherheit, betraut mit dem »Fall Weber«. Landowskis Interesse an Henrys Meinung zur Lagerung abgebrannter Brennstäbe ist also nicht rein zufällig. Und Iris leidenschaftliche Gefühle für das Beschattungsziel ihres Vaters haben schon bald gravierende Konsequenzen für alle Beteiligten.

Bastienne Voss schildert die Ungewissheit einer Zeitenwende mit feinem Sinn für Humor, Zwischentöne und menschliche Unzulänglichkeiten.



Foto Laura Kuckartz

DIE AUTORIN

Bastienne Voss, geboren in Berlin, absolvierte eine Schauspielausbildung und studierte Gesang in Dresden. Bevor sie langjähriges Mitglied des Berliner Kabarettensembles DISTEL wurde, spielte sie in verschiedenen Fernsehserien und am Theater. 2007 erschien ihr erster Roman »Drei Irre unterm Flachdach« (Hoffmann und Campe), 2010 »Mann für Mann« (Piper). 2015 gab sie das Buch »Glaubt mir kein Wort« (Bebra) mit nachgelassenen Satiren ihres 2013 verstorbenen Lebensgefährten, des Kabarettautors Peter Ensikat, heraus. Bastienne Voss lebt mit ihrer Tochter in Berlin.

*Seht ihr den Mond dort stehen?
Er ist nur halb zu sehen,
Und ist doch rund und schön!
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost verlachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.*

MATTHIAS CLAUDIUS

1. TEIL

I

Es war der Sommer der Französischen Revolution und endloser Gespräche über Baby Kaminsky. In der Schule, wo Iris und Anja nebeneinander in der letzten Bank saßen, erklärte ihnen Zimmermann (Deutsch und Geschichte) den unaufhaltsamen Fortschritt der menschlichen Gesellschaft. Er sagte: »Wer die Französische Revolution versteht, versteht die Weltgeschichte.« Es war sein Lieblingssatz. Iris wusste nicht, ob er recht hatte, aber die bunten und wilden Bilder des großen Ungehorsams beschäftigten ihre Fantasie. Die Trikolore vor einem Himmel voller schwarzem Qualm und Köpfe, die auf Piken steckten. Leute in Lumpen überrannten die Soldaten und stürmten die Bastille. Der Kongress setzte den König ab, und Marie Antoinette wurde auf einem Karren zum Schafott gefahren.

Anja fand, dass das alles langweilig war, weil viel zu lange her, aber nur vier Jahre war es her, dass Iris Landowski und Baby Kaminsky im Ferienlager als festes Paar gegolten hatten. Sie war damals zwölf und Baby vierzehn gewesen, und als sie wieder in Berlin waren, da war die Sache irgendwie stecken geblieben, und jetzt hatte Anja ein Auge auf Baby geworfen, und Baby anscheinend ein Auge auf Anja. Eigentlich interessierte sie das nicht, denn Baby gefiel ihr gar nicht mehr so, dass Anja aber Baby gefiel, besser als sie, das gefiel ihr überhaupt nicht, und manchmal klopfte deshalb ihr Herz. Das Gefühl, das sie bisher nicht gekannt hatte, hieß vermutlich Eifersucht.

Lange hatte Iris geglaubt, dass ihr Vater in ein ganz normales Büro ging, wie andere Leute auch, denn er ging mit einer Aktentasche los und kam, wie andere Leute auch, am späten Nachmittag nach Hause. Manchmal aber nahm er eine Sporttasche mit, und manchmal blieb er länger weg, und bis vor zwei Jahren hatte sich dann Frau Schmidt, die alte Nachbarin, um sie gekümmert. Inzwischen wusste sie, was ihr Vater machte, und inzwischen musste sich Frau Schmidt nicht mehr kümmern, wenn sie alleine war.

Es war noch gar nicht so lange her, dass sie es genau wusste. Ein Jahr vielleicht. Sie wusste es, seit ihr Vater sie mal in sein Büro mitgenommen hatte, und weil sie dort Leuten in Uniform begegnet war. Ihr Vater trug keine Uniform. Ihr Vater ging ganz normal aus dem Haus. Und dann nahm er sie mit und sie sah die Uniformen, und sie fragte ihn, was die Uniformen mit dem Außenhandel zu tun hatten und fragte sich noch heute, ob er damals wirklich gedacht hatte, sie würde sich nicht wundern.

Abends dann hatten sie auf dem Sofa gesessen, und er hatte ihr erklärt, was genau er eigentlich machte. Manchmal sagte er den Leuten, dass er beim Außenhandel arbeitete und manchmal nannte er seinen eigentlichen Beruf: Sportlehrer. Und in seltenen Fällen sagte er, was er wirklich machte, so hatte er es ihr erklärt. Je nach Fall, Sachlage, Anliegen, Persönlichkeit.

Studierter Sportlehrer, später Umschulung zum Außenhandelskaufmann. Damit war sie groß geworden. Das war ihr Vater gewesen, und nun war er etwas anderes. Und am Schluss hatte er gesagt, dass sie mit niemandem darüber reden solle.

Und seitdem verstand sie mehr als die meisten. Man musste ein Land schützen, vor allem wenn es klein und verwundbar war. Selbst Länder, die nicht klein und verwundbar waren, schützten sich. Amerika schützte sich, und wie sich

Amerika schützte. Amerika, die unverwundbare Weltmacht. Kuckuck. Sie fand das mit dem Schützen logisch, absolut logisch, und sie war dafür. Im Nachtschrank ihres Vaters lag seine Dienstwaffe. Auch das wusste sie, seit ihr Vater mit ihr gesprochen hatte. Und sie war stolz darauf, dass ihr Vater eine Waffe haben durfte, auch wenn sie nicht geladen war, solange sie im Nachtschrank lag. Manchmal, wenn sie alleine war, ging sie ins Schlafzimmer und holte die Waffe aus dem kleinen Schrank. Nicht mal Anja wusste, dass ihr Vater eine Waffe hatte. Die Waffe lag schwer in ihrer Hand, und Iris trat damit vor den großen Spiegel im Flur. Sie zielte auf sich selbst, als sich die Wohnungstür geräuschlos öffnete und James Bond eintrat, mit diesem Bondlächeln. Aber Bond trug einen grünen Anorak mit Bund und Reißverschluss und schlenkerte mit seiner braunen Aktentasche. Die Tür schloss sich geräuschlos, und James Bond alias Leo Landowski war wieder verschwunden. Iris zielte noch immer auf sich selbst und ahmte einen Schuss nach. Ein Spiel. Den Spiegel hatte sie von ihrer Mutter geschenkt bekommen, damals, vor zehn Jahren, als sie und ihr Vater verlassen worden waren.

Es war Sommer, und seit ein, zwei Jahren verbanden sich mit dem Sommer die Hoffnungen. Sie trugen die Röcke sehr kurz, dazu knappe Oberteile mit Spaghettiträgern, und auf der Ablage im Bad stand eine Flasche mit rotem Nagellack. Sie waren in der Zehnten und kamen in die Elfte, und seit ein, zwei Jahren begannen sie zu hoffen, wenn der Sommer anfang.

Anja hatte lange Beine, aber Iris Beine waren länger. Anja hatte größere Brüste, wenn auch keine großen, eben nur größere, dafür hatte Iris das schönere Gesicht. Anja hatte Pausbacken und ein zu stark ausgeprägtes Kinn, aber Iris sah, und das war ein wirkliches Problem, viel zu jung aus. Vielleicht war das ein Nachteil, in den Augen Baby Kaminskys.

Leo Landowski brachte selten etwas mit von seinen Reisen, aber einmal hatte er was Besonderes gekauft. Es war ein Bumerang, »Handmade in Australia«, der von seinem ersten Flug über ein Feld in Stahnsdorf, wo Anjas Tante Heidi einen Schrebergarten hatte, nicht zurückkehrte. Sie hatten den halben Acker abgesucht und ihn nicht wiederfinden können. Er war ein Einzelstück für Linkshänder gewesen, das ihr Vater auf einem Wuppertaler Trödelmarkt entdeckt hatte. »For left hand« stand unter »Handmade in Australia«. Sie hatten gelost, und Anja hatte den ersten Wurf gehabt. Aber sie war Rechtshänderin, und deshalb hatte der Bumerang weder gewusst, wohin er fliegen sollte, noch dass es seine Bestimmung war, zurückzukommen. Stattdessen hielt ein Motorrad mit zwei Uniformierten und ein Wachtmeister Namens Pollermann fragte nach ihren Ausweisen. Anjas Eltern schwiegen bedeutsam, als sie von der Geschichte erfuhren.

Da war die Schule, das kleine Café, die Freundin, die Jungs, und hier, hier war ihr Zuhause. Die Wohnung war groß und hell, vier Zimmer mit Parkett und einer Flügeltür, Balkon. Iris wusste, dass die meisten nicht so wohnten wie sie, aber von der Fassade des Hauses gegenüber waren im Laufe der Jahre ziemlich viele Kacheln abgefallen, und niemand bemühte sich, sie wieder dranzumachen, alles war hier also auch nicht perfekt.

An den Tag musste sie immer wieder denken, als ihre Mutter vor dem Kleiderschrank im Schlafzimmer stand und Sachen in einen Koffer packte. Sie hatte kein Wort gesagt und einfach nur zugesehen, aber als ihrer Mutter ein Sockenknäuel aus der Hand gefallen und unter den Schrank gerollt war, da war sie hinterhergekrochen und hatte es wieder hervorgezerrt und in den Koffer getan, obwohl sie nichts lieber wollte, als dass ihre Mutter bei ihnen blieb. Später hatte ihre Mutter sie auf den Arm genommen und gedrückt und gesagt, dass sie bald wieder

zusammen sein würden, aber das Versprechen war nicht eingelöst worden. Sie war bei ihrem Vater geblieben und sah ihre Mutter manchmal an den Wochenenden, das war bis heute so, und inzwischen war es in Ordnung.

Wenn Iris Vater dienstlich unterwegs war, machten die Mädchen Fotos vor dem Spiegel im Flur. Anja hatte die Kamera ihrer Eltern mitgebracht, eine Praktica, und sie übten alle möglichen Posen. »Beug dich mal vor«, sagte Anja, und Iris beugte sich vor und sah jetzt ihr Gesicht deutlicher im Spiegel, sah die leichten Schatten unter den Augen, die sie von ihrer Mutter geerbt hatte, die immer da waren, und die ihr auch nicht halfen, älter auszusehen. Sie tranken »Stierblut«, einen ziemlich schweren Wein aus Ungarn, und der Mond sah ihnen zu und schien kalt und weiß auf ihre Haut und die Gläser und den Wein und den Aschenbecher, eine halb mit Wasser gefüllte Kaffeetasse. Gegen den Geruch. In der Diele standen Kerzen, eine ganze Batterie, weil das Deckenlicht zu hell war, und so glänzte das Parkett wie flüssiger Honig. Würde man leider nicht sehen auf den Bildern, denn der Film war nur schwarz-weiß. Gab selten Honig zu kaufen. Warum eigentlich? Gab doch genug Bienen. In der Kaffeetasse jede Menge Kippen. Aber später Durchzug, und Papa kam sowieso erst übermorgen zurück.

Eines Abends sagte Anja: »Wir können uns ja mal ausziehen beim Fotografieren.«

Sie knöpfte ihre Bluse auf, und Iris zog sich den Pullover über den Kopf. Dann kletterten sie aus ihren eng sitzenden Jeans. Anja hatte wirklich die größeren Brüste und trug ein weißes Höschen mit einer roten Schleife. Iris Höschen war von verwaschenem Rosa und bedruckt. Mit einem Schmetterling und dem Wort DIENSTAG.

Iris stellte sich vor, was passieren würde, wenn ihr Vater jetzt nach Hause käme. Überraschend, früher als geplant, und genau

das war nicht vorstellbar. Ihr Vater, ein Beschützer des Staates, kam nach Hause und fand in seinem honiggoldenen Flur zwei nackte Mädchen vor, die einander auch noch fotografierten. Das durfte nicht sein. Durfte niemals passieren. Doch nun waren sie nackt und machten jede von der anderen sechs Bilder. Jeweils drei von vorne und drei von hinten, und dann fand Iris, dass sie sich vielleicht besser wieder anziehen sollten.

Zum Entwickeln konnte man den Film nirgendwo hinbringen, also klappte Anja die Kamera auf, und aus dem Schwarz-Weiß-Film wurde ein Film, der nur noch schwarz war.

»Jetzt ist nichts mehr drauf«, sagte Iris, und Anja sagte: »Wir können es ja wieder machen.«

Später saßen sie in der Küche, rauchten und tranken den »Stierblut« aus und sahen dem Mond dabei zu, wie er sein Gesicht verlor und nur noch eine Wachsscheibe war, wie er langsam in die rechte untere Hälfte des Küchenfensters wanderte, wie er aufhörte sie zu beobachten und ihnen sein weißes Licht entzog. Dann ging Anja nach Hause.

Manchmal bekam Iris Geld von ihrer Mutter, und vor allem nähte ihre Mutter schöne Sachen, die sie in einem kleinen Laden im Prenzlauer Berg verkaufte oder ihr schenkte.

Elke Landowski war gelernte Schneiderin und hatte später eine Abteilung in einem Kaufhaus für Jugendmode geleitet. Aber die Mode, die es zu kaufen gab und die man im Fernsehen sah und in den Modezeitschriften, hatte ihr nie gefallen. Vor allem die Jeans nicht, die die jungen Mädchen trugen. »Das sind Froscharschhosen«, sagte sie. »Da kommt es nicht drauf an, wie die geschnitten sind, weil man den Arsch vom Frosch für gewöhnlich nicht sieht.« Vor allem aber wollte sie zu keinem Kollektiv mehr gehören. Bald nachdem Elke Landowski zu Hause ausgezogen war, war sie nicht mehr Abteilungsleiterin

im Kaufhaus, sondern machte einen kleinen Laden auf. Und seitdem schneiderte sie Jeans nach Maß. Sie sagte: »Junge Mädchen haben Sehnsucht nach schönen Hosen.« Die Stoffe dafür kaufte sie auf Märkten. In Warschau oder Budapest. Sie war zweimal im Jahr unterwegs. Einmal fuhr sie nach Warschau, einmal nach Budapest. In Budapest gab es die besten Stoffe. Einmal hatte sie auf der Straße eine Frau in einem Bananenrock gesehen. Ein knöchellanger Rock mit schrägen Nähten, die die Form von Bananen hatten. Ein Bananenrock eben. Sie hatte die Frau angesprochen und erfahren, dass sie den Rock von einer Tournee mitgebracht hatte. Aus Japan. Die Frau war eine Tänzerin in einem Ballettensemble gewesen.

Seitdem nähte Iris Mutter auch Bananenröcke. Japanische Bananenröcke und Jeans, die nicht wie Froschschhosen aussahen. Die Stoffe für die Bananenröcke kaufte sie in einem Kurzwarenladen in Berlin. Sie waren grau oder dunkelblau oder von einem dunklen Graublau, sahen billig aus und waren eine Art Jeansstoffimitat, und trotzdem verkaufte sich die Röcke glänzend. »Ich bin stolze Besitzerin eines Jeanshosen- und Bananenrockladens«, sagte Elke Landowski und war glücklich.

Und Iris war stolz auf ihre Mutter. Die Levi's, die ihr Vater aus dem Westen mitgebracht hatte, hatte sie sofort zu ihr gebracht, wegen des Schnitts, damit sie ihn nachmachen konnte, und seitdem gingen die Jeans noch besser weg. Besser als die Bananenröcke.

In der Schule trug Iris die Jeans ihrer Mutter, die Levi's zog sie nur in der Freizeit an.

»Nicht in der Schule. Das macht keinen guten Eindruck«, hatte ihr Vater gesagt, als er ihr die Hose feierlich überreichte. Die Antifroschschhosen saßen gut, und die Levi's saß perfekt. Aber kein Wort dazu. Denn sie ging davon aus, dass ihre Mutter das selbst sah, und wollte sie nicht verletzen.

Im Fenster des Ladens hing ein Schild: »Jeans. Bananenröcke. Oberteile. Änderungen aller Art«. Der Laden hieß »Schneewittchen und Co«. Viele Mädchen aus der Schule kauften Jeans bei Elke Landowski.

Iris Mutter hatte sie abgesetzt, auf dem glänzenden Parkett im Flur vor dem schönen Spiegel, und dann war sie gegangen. *Damit du sehen kannst, wie schön du wächst.* Iris zerkratzte damals mit der Küchenschere das Parkett im Flur, genau an der Stelle, wo sie mit einem Versprechen abgesetzt worden war. Die Stelle war geblieben, weil es nirgendwo dieses Parkett gab, und schon seit Langem lag darüber ein Teppich.

Iris sah zwar wie vierzehn aus, aber sie sah einem Model ähnlich, einer Ella-Victoria aus dem großen, unverwundbaren Amerika. Nur hieß sie Iris Landowski und lebte in der DDR, und da wurde man nicht so leicht Fotomodell. Aber sie träumte davon, manchmal, und ihre Mutter fand das gut. Eigentlich war es nur der Schatten eines Traums, denn die Möglichkeit schien ihr so weit weg wie eben Amerika.

»Das ist kein richtiger Beruf«, sagte ihr Vater.

Was war denn ein richtiger Beruf?

»Du bist doch alt genug, du musst doch wissen, was du mal werden willst.« Wie ihr der Satz zum Hals raushing. Wie wurde man Fotomodell? Sie wusste es nicht.

Mit zwölf hatte sie ihre erste Regel bekommen. Im Ferienlager, auf der Toilette. Und nachdem sie sich erst wahnsinnig erschrocken hatte, war ihr eingefallen, dass es das war, was Anja seit einem halben Jahr hatte, und da hatte sie sich wiederum wahnsinnig gefreut. Das war ja ziemlich früh, andere bekamen das erst mit dreizehn, vierzehn. Und weil sie insgesamt nicht so weit gewesen war wie die meisten, rein körperlich gesehen, war sie davon ausgegangen, dass es bei ihr erst

mit fünfzehn losgehen würde, also wenn sie praktisch schon anfang, alt zu werden.

Fast so früh wie bei Anja, und da war ihr das Ferienlager gar nicht mehr wie Ferienlager vorgekommen. Mehr wie Urlaub. Urlaub mit Baby Kaminsky, der eigentlich Moritz hieß, der schon vierzehn war und unfassbar süß, und den alle Baby Kaminsky nannten, weil er ein Gesicht hatte, glatt wie ein Babyarsch.

Alle Mädchen hatten Baby Kaminsky gewollt, schon wegen des Namens und wegen des schönen glatten Babyarschgesichts, aber keine hatte ihn bekommen, weil Baby Kaminsky küssen wollte und weil sich keine traute, ihn zu küssen. Und weil Iris wegen der ersten Regel ihres Lebens über Nacht abgehoben war, war sie die Erste gewesen, die sich getraut hatte, Baby Kaminsky zu küssen. Mit allem Drum und Dran, mit allem, was zu einem guten Kuss dazugehörte. Und so waren Baby Kaminsky und Iris Landowski ein Paar geworden, praktisch vierundzwanzig Stunden nach der ersten Regel, und waren die Sensation des Ferienlagers. Und Anja hatte gesagt: »Ab jetzt kannst du Kinder kriegen«, denn Anja hatte Baby Kaminsky inzwischen auch geküsst und behauptete, er sei ein Junge, der nicht aufpasse. Und Baby Kaminsky behauptete das Gegenteil, nämlich dass er Anja nicht geküsst habe und dass er einer sei, der sehr wohl aufpasse. Zum Beweis dafür holte er eine kleine Schachtel aus seiner Jackentasche, und Iris fragte sich, wozu er die Schachtel eigentlich brauchte, denn bis jetzt hatte er nichts anderes von ihr gewollt als immer nur Küsse.

Iris hatte Baby Kaminsky noch eine Weile lang besucht und war regelmäßig in die Paul-Robeson 41 im Prenzlauer Berg gefahren, um ihn zu küssen und dabei an die kleine Schachtel zu denken, bis Baby Kaminsky plötzlich doch Pickel und vor allem tausend andere Sachen im Kopf hatte. Nein, dass Baby Kamins-

ky ein Auge auf Anja warf, gefiel Iris wirklich überhaupt nicht, auch wenn ihr Baby Kaminsky gar nicht mehr so gut gefiel.

Das Knautschen, die neue Schlaftechnik, funktionierte nicht. Auf den Bauch legen, das Gesicht in die Hände, die Wangenhaut hochschieben bis zu den Augenbrauen, so liegen bleiben, die ganze Nacht. Aber Iris drehte sich um im Schlaf und lag morgens meistens auf dem Rücken. Zwei, drei kleine Falten vielleicht, manchmal, aber die waren schon weg, bevor sie das Haus verließ.

Die Brieffreundschaft mit Igor aus Wladiwostok, der einen schiefen Pony, eine Kartoffelnase und die üblichen Segelohren hatte (warum es so war, dass den meisten Russen die Ohren abstanden, jedenfalls denen, die Briefe schrieben, wusste niemand so genau), nahm Iris nicht ernst. Sie hatte die Bekanntschaft längst beenden wollen, schrieb ihm aber aus reiner Gewohnheit immer noch. Zuletzt hatte er ihr mitgeteilt, dass in seinem Haus der Fahrstuhl kaputtgegangen war, worauf sie ihm geantwortet hatte, dass von der Wand des Hauses bei ihr gegenüber die Kacheln abfielen. Für den Satz hatte sie ewig gebraucht, und wahrscheinlich war er trotzdem falsch.

Seit sie dreizehn, vierzehn war, nahm ihr Vater sie, wenn er innerhalb des Landes zu tun hatte, manchmal mit auf seine dienstlichen Reisen. Iris liebte diese kleinen Ausflüge an Orte, die sie noch nicht kannte. Er traf dort Leute, und sie hatte ein paar Stunden Zeit und erkundete die Gegend. Abends gingen sie essen und sie fühlte sich neben ihm wie eine Frau, erst recht, seit er mit ihr über alles gesprochen hatte. Sie genoss die Stunden mit sich, und sie genoss die Stunden mit ihm, und es kam ihr vor, als ob sie, alleine durch ihre Mitwisserschaft, das Land ebenso schützte wie er. Was sie miteinander teilten, war groß und bedeutend.

Zimmermann (Deutsch und Geschichte) hatte ihnen erzählt, dass die Guillotine von einem Deutschen erfunden worden war. Der hatte Schmidt geheißen und Klaviere gebaut. Sie merkte sich nicht viel. Nur das Nötigste, für Klassenarbeiten, aber dass ein deutscher Klavierbauer die Guillotine erfunden hatte, das würde sie nicht vergessen.

Iris hatte Sehnsucht nach etwas, das sie nicht benennen konnte. Sie hatte sich vorgenommen, in den entscheidenden, den tiefergehenden Fragen weiterzukommen, obwohl sie meistens nicht wusste, welche Fragen die entscheidenden waren. Klare Momente bezüglich entscheidender Fragen kamen und gingen wie Sternschnuppen, und vielleicht war das normal in dem Alter, und außerdem war Sommer, und der Sommer war voller Hoffnungen.

Es war nichts von dem zu merken, was gerade im Land passierte. Die Leute gingen zur Arbeit, saßen in Cafés und Kneipen und standen nach irgendwas Schlange. Es war alles wie immer, und trotzdem war etwas anders.

Leo Landowski wusste nicht, ob es Einbildung war, aber die Straßen und Plätze schienen stiller als sonst, beinahe verlassen. Ein bisschen unbehaglich. Er fragte sich nicht zum ersten Mal, ob nicht im Verborgenen Dinge passierten, die sich auf mysteriöse Weise seiner Kenntnis entzogen. Er fragte sich das nicht zum ersten Mal, und nicht zum ersten Mal wusste er darauf keine Antwort oder wollte er keine wissen. Manches ließ man besser im Vagen. Landowski kickte einen Stein von der Gehwegplatte ins Gebüsch. Weg war er. Im Vagen.

Die Morgensonne mild, der Platz menschenleer. Man konnte es auch so sehen. Von der Leere ging etwas Friedliches aus. Am Himmel kreuzten sich Kondensstreifen, noch klar in den Konturen. Ganz frisch.

Was doch um die Welt geflogen wurde. Um die Welt. Sie hatten das zu lange ignoriert, dass die Leute um die Welt fliegen wollten. Vielleicht war es das, nur das. Aber sie ließen die Leute nicht um die Welt fliegen. Warum nicht? Der Frage war mit einem Satz nicht beizukommen. Auch nicht mit zwei Sätzen, weil das alles nicht so einfach war, wie manch einer gerne glaubte. Die Dinge waren zu komplex, als dass es einfache Lösungen gab, und nicht selten steckte der Teufel in genau dem Detail, das für die wenigsten sichtbar war. Wer mehr wusste, der sah auch mehr, so war das nun mal, und leider konnte man nicht alle alles wissen lassen. Das galt überall, selbst im eigenen

Haus. Ich weiß etwas, was du nicht weißt, war das nicht die Regel? Er konnte sich nicht vorstellen, dass es irgendwo auf der Welt anders war.

Schon lösten sich die Streifen auf, und gleich war der Himmel wieder ohne Muster, die sommerblaue Unschuld selbst, und sah aus, als ob gar nicht um die Welt geflogen würde.

Zwei Spatzen stritten um einen Brotkrümel. Leo Landowski blieb stehen und sah ihnen zu. Einziges Geräusch im Augenblick ihr aufgeregter Dialog. Der dicke verlor gegen den fast verhungerten. Vielleicht, dachte er, ist es ein Gesetz, dass der Schwächere gewinnt, wenn es ums nackte Überleben geht.

Vielleicht ging es ums nackte Überleben. Der Gedanke schien ihm überspitzt, beinahe absurd, andererseits aber war es in Anbetracht der Lage – das wurde ihm eben deutlich – der einzig richtige, der einzig zulässige Gedanke.

Sie waren weit weg von den wirklichen Themen. Sie waren gar nicht mehr dabei oder waren nie – aber so weit wollte er nun doch nicht gehen – dabei gewesen. Sie hockten seit Jahren mit der ganzen schönen Theorie im Gepäck unter einer Glocke und hauten einander Begriffe um die Ohren. Triebkraft, Wachstum, Fortschritt, und jeden Tag ein unbeschwertes »Guten Morgen, Genosse Oberst«.

Ungeachtet jeder politischen Wetterlage: Sie versammelten sich zu Versammlungen und planten die Planung und planten fünf Jahre im Voraus und hatten sich, ohne es zu merken, zehn Jahre zurückgeplant, weil sie, anstatt zu handeln, immer nur planten.

Und natürlich war das alles nicht neu, war aber, und er musste zugeben auch von ihm, niemals bis zu einer daraus folgenden Konsequenz zu Ende gedacht worden. Sie sahen eben nicht die Details, wider besseres Wissen. Sie taten so, als ob immer die Sonne schiene, aber so war es nicht, sie schien nicht immer.

Der Himmel wurde dunkel und es fielen ein paar Tropfen. Daumnagelgroße Tropfen. Jemand saß da oben, an einem Dimmschalter, und dimmte den Himmel auf dunkel. Jemand, der seine Gedanken erriet.

Landowski legte einen Schritt zu. Nichts begriffen, immer nur schön durchideologisiert. Er konnte sich nicht erinnern, je mit dem Kopf gegen die Wand gelaufen zu sein. Musste er aber wohl. Kannte er eigentlich seinen Intelligenzquotienten? Kannte er nicht.

Und jetzt war kein Deckel mehr drauf. Sie saßen nicht mehr unter einer Glocke. Glasnost und Perestroika. Jetzt kam da Luft ran, und das ganze schöne Glockenspiel war vorbei. Obgleich die Sache mit Glasnost und Perestroika auch nicht klar war. Vorschläge, nur Vorschläge, kühne Ideen, gut und schön, aber weit und breit keine Lösungen. Was genau hieß das eigentlich, Glasnost und Perestroika? Er wusste es gar nicht ganz sicher, und das war auch wieder so eine Sache.

Die daumnagelgroßen Tropfen klatschten ihm in den Nacken, doch Landowski musste seinen linken Fuß auf der Betoneinfassung einer Blumenrabatte abstellen und sich bücken, um seinen Schnürsenkel zuzubinden. Er bückte sich also, und da sah er es. Er sah es deutlich und konnte es nicht fassen. Da guckte ihn aus der Rabatte heraus etwa dreitausendmal Karl Marx an. Er lief seit elf Jahren an dieser Rabatte vorbei, und nie vorher war es ihm aufgefallen: Die Stiefmütterchen, sie alle sahen aus wie Karl Marx.

Seit eben, seit jemand parallel zu seinen Überlegungen den Himmel gedimmt hatte, war er abergläubisch, und nun hoffte er und kam sich durchaus töricht vor, dass diese Entdeckung irgendetwas zu bedeuten hatte. Ja, mach nur einen Plan, sei nur ein großes Licht, und mach dann noch 'nen zweiten Plan, gehn tun sie beide nicht. Er sang das leise vor sich hin.

Fazit des Morgens: Dreitausendmal Karl Marx in Form von Stiefmütterchen und eine späte, aber vielleicht gerade noch rechtzeitige Erkenntnis.

Landowski sah auf die Uhr, es war acht. Der Paternoster hatte Hochbetrieb und brachte die verschiedenen Dienstgrade in ihre Etagen und zu ihren Panzerschränken. Als er das Haus betrat, verließen Knie und Schuhe von Oberst Gorski gerade das Erdgeschoss. Der Paternoster entsprach übrigens nicht den Sicherheitsanforderungen. Es gab immer wieder Unfälle. Erst neulich hatte eine Sekretärin der Abteilung sechzehn den Einstieg verpasst, war mit dem Fuß zwischen zwei Kabinen stecken geblieben und hochgezogen worden, sodass sie schließlich mit dem Kopf nach unten von der Decke gehangen hatte. Man sagte, es sei ein beschämender Anblick gewesen. Die Feuerwehr hatte die Frau aus dem Paternoster herausfräsen müssen. Und vor Jahren – das hatte er sogar mit angesehen – war ein alter Spanienkämpfer im letzten Moment aus der Kabine gesprungen und so ungünstig gelandet, dass er sich den Knöchel gebrochen hatte. Ausgerechnet eine sozialistische Sicherheitsbehörde verfügte über ein derart unsicheres Transportmittel, und es trug noch dazu den Namen »Vaterunser«.

Der Termin beim Chef war in einer halben Stunde, also konnte er in Ruhe einen Fahrplan für den Tag machen, ein Ritual, auf das Landowski ungern verzichtete, denn klare Strukturen bedeuteten ihm etwas. Stattdessen aber nahm er einen Stift und schlug die Diplomarbeit eines gewissen Kieslich auf, eines Studenten der juristischen Hochschule, eines Anwärters auf den Dienst im Ministerium, für den er eine Art Mentorenschaft übernommen hatte. Eine Arbeit, die er gerne machte, obwohl es oft Grund zum Ärger gab. Er las: *Wahrheitswidrige, destruktive Aussagepositionen Vernommener beruhen oft auf*

entsprechenden relativ stabilen Aussagekonzeptionen; ihre Überwindung setzt in der Regel eine gezielte Einflussnahme auf die diesen zugrundeliegenden Regulationskomponenten, insbesondere die Orientierungs- und Motivationsprozesse, voraus.

Warum lernten die nicht, in einigermaßen verständlichem Deutsch zu schreiben?

Die Wirksamkeit dieser Beeinflussung hängt wesentlich davon ab, ob durch den Untersuchungsführer in der Vernehmung die entscheidenden Regulationskomponenten der Aussagetätigkeit des Vernommenen erkannt und angesprochen werden.

Kieslich war ein schwerer Fall. Er strich die Passage durch und schrieb an den Rand: Versuchen Sie so zu formulieren, dass es auch Ihr Nachbar versteht!

Landowski sah auf das Bild des Staatsratsvorsitzenden und ihm fiel wieder ein, dass er die Bahnhofsuhr über die Tür und den Vorsitzenden an die Wand hinter sich hängen wollte. So sah ihn jeder, der hereinkam, und er selbst sah ihn nicht den ganzen Tag. Es handelte sich um einen blaustichigen Foto-druck. Er nahm sich die Aktion täglich vor, und täglich vergaß er sie. In Wahrheit aber hielt ihn der Umstand ab, dass er dafür von irgendwoher eine Leiter besorgen musste. Morgen, dachte er, morgen.



*216 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag
und farbigem Vor- und Nachsatzpapier
ISBN 978-3-7117-2083-2, € 22,-
eISBN 978-3-7117-5403-5, € 17,99*

Erscheint am 17. Juli 2019

BARBARA SCHWARCZ

SOMMERVERSCHWENDUNG

ROMAN

ÜBER DAS BUCH

Das pralle Tableau eines Sommers zieht die Leser in eine Kindheit voller Wunder und Wunderlichkeiten, in die Welt eines siebenjährigen Mädchens, das erwartungsvoll dem Leben entgegengeht.

Zäh wie Kaugummi ist die Zeit in diesem Sommer in den späten siebziger Jahren, in den allerersten großen Schulferien einer Siebenjährigen. Alle Freunde sind weg, die älteren Geschwister gehen ihrer eigenen Wege, die Eltern werden geschluckt von ihrem Alltag. Das Mädchen liest mit Begeisterung Astrid Lindgren und wünscht sich nichts mehr, als dass die Zeit vergeht, damit auch sein Urlaub endlich beginnen kann. Doch in dem verschwendeten Sommer des Wartens verbergen sich filigrane Gefühle, eigenwillige Worte, prägende Erlebnisse und überraschende Allianzen. Am Ende, endlich im VW-Bus auf dem Weg zur Cousine nach Ungarn, spürt das Mädchen nicht nur den Aufbruch ins Neue, sondern auch die Melancholie der zurückgelassenen Sommerstille.



Foto Paul Feuersänger

DIE AUTORIN

Barbara Schwarcz, 1972 in Wels geboren, studierte Theaterwissenschaft, Germanistik und Publizistik. Sie war mehr als zehn Jahre lang journalistisch tätig und veröffentlichte in dieser Zeit auch ihre ersten literarischen Texte, u. a. in den Literaturzeitschriften »manuskripte« und »Wespennest« sowie auf Ö1. Derzeit lebt sie als Schriftstellerin, Lehrerin für Deutsch als Fremdsprache und Mutter zweier Töchter in Wien. »Sommerschwendung« ist ihr Debütroman.

FÜNF

Bevor deine Mutter ins Bild kommt, hörst du ihre Stimme und du hörst die Sprache, in der diese Stimme mit dir spricht, die Sprache deiner Mutter, als wäre sie meilenweit von dir entfernt, als würdest du nicht jeden Tag mit ihr in dieser Sprache spazieren, einer Sprache, die du vor deinen Freunden zu verstecken versuchst, die du nur in der Abgeschlossenheit eurer Hochhauswohnung sprichst, um dich mit deiner Familie zu verständigen, was auf den ersten Blick bizarr erscheinen mag, immerhin spricht sie Deutsch, deine Mutter, aber nicht das Deutsch dieser Gegend, nicht den leicht hinkenden Dialekt, den man hier, am südlichen Ende der Stahlstadt, im Munde führt, sondern eine ans Hochdeutsche angelehnte, siebenbürgisch gefärbte, durch Flucht und lebenslange Assimilation durchgewalkte und mit Bruchstücken ebendieses linzkleinmünchenerischen Dialekts angereicherte endemische Spielart des Deutschen, aus der allerdings deine Mutter, so deine Beobachtung, herausrutscht, wenn sie ihr Wort an jemanden draußen, das heißt außerhalb der Familie, richtet, um im Gespräch mit dieser familienfremden Person die ortsübliche Sprechweise im Rahmen ihrer Möglichkeiten nachzuahmen, was ihr mal besser, mal schlechter gelingt.

Dir ist heiß und der abgewetzte Plüschstoff des Fernsehfauteils kratzt dich unter deinen gebräunten Oberschenkeln, so sitzt du und starrst auf den Bildschirm des abgedrehten Fernsehers, zappelst mit den Beinen, deine Turnschuhe hast du noch an, es könnte ja jemand anläuten, spielen. Aber es läutet niemand an, alle sind in Italien oder am Wolfgangsee, auf Pfadfinderlager oder bei der Oma, deine Geschwister wer weiß

wo, die gehen ihrer geheimnisvollen Wege, nur dein Körper ist noch da, aber er ist ein einziges Spannen und Dehnen, dass du zerspringen könntest, du kannst nicht mehr still sitzen und warten, eine Ewigkeit hast du schon gewartet, weshalb du dir so etwas ausgedacht hast, wie du dir jeden Tag etwas in der Art ausdenkst, zum Beispiel: den Futterspender von deinen Wellensittichen ganz vollfüllen und wenn sie das letzte Körnchen gefressen haben, würdet auch ihr fahren: nach Ungarn, wo der Vater herkommt und wo eine annähernd gleichaltrige Cousine als Spielgefährtin zur Verfügung stünde, wenn es endlich so weit wäre, aber es dauert noch, sagen die Großen und warum dauert das nur so lange! Fressst, Vögel, fressst, aber der eine schläft und der andere sitzt nur auf seiner Stange und zieht eine Feder nach der anderen durch seinen Schnabel, putzt sich, denkt nicht einmal ans Fressen.

Und jetzt siehst du deine Mutter, der dunkle Bildschirm des abgedrehten Fernsehers spiegelt sie wider, sie, die hinter dir steht. Sie hat sich ein weißes Tuch zusammengefaltet um den Kopf gebunden, wie immer, wenn sie im Haushalt ein größeres Projekt vorhat, es soll den Schweiß von der Stirn saugen. Die spiegelverkehrte Mutter bittet dich, ihr zu helfen, den kleineren der beiden Kleiderkästen im Schlafzimmer zu verschieben, ganz aufgedreht ist sie. Sie ist in ihrer Umstellungseuphorie. Wenn sie umstellt, in der Wohnung die Möbel hin und her rückt, alles anders haben will, ist sie glücklich, es ist ein subversiver Akt, der sie in Hochstimmung versetzt.

Mit dem ganzen Gewicht deines mageren siebenjährigen Körpers drückst du dich gegen den Kasten und deine Mutter zieht auf der anderen Seite, aber nichts rührt sich. Dann tauscht ihr, du ziehst, deine Mutter schiebt, und irgendwann steht der Kasten dort, wo sie ihn haben wollte. Sie ist zufrieden, du nicht, du schaust aus dem Fenster. Alles ist gelb

von der Sonne, die sich langweilt, weil sie so allein ist dort oben, keine Wolke da, mit der sie Verstecken spielen könnte, so treibt sie verlassen in dem umgekehrten Meer über den Bäumen. Nicht einmal die Blätter winken ihr von der Erde her zu. Vollkommen windstill ist es. Der Spielplatz hinter dem Haus: leer.

Deine Geschwister haben dir eingeredet, freu dich auf die Ferien, die ersten Sommerferien deines Lebens, und du hast ihnen geglaubt, ehrlich gefreut hast du dich, das hast du nun davon, eine einzige Sommerschwendung, denn was könnte man jetzt alles machen, sogar Schule wäre dir lieber, während du hier reglos stehst und aus dem Fenster schaut und deine Mutter hinter dir den Kasten abstaubt. Eltern, Geschwister, Freunde, alle haben sie ihre Welt, aber ihre Welten haben nichts mit der deinen zu tun, du bist der Kreis, der sich mit keinem anderen überschneidet.

Warum gehst net ins Schörghubbad, die Mutter hat keine Ahnung, so als alleinstehender Kreis – was soll man da im Freibad, das stellt die sich so vor.

Dann, *Grüßteich*, kommt der Vater nach Hause, Mittagspause, da muss alles ganz schnell gehen, nach Plan: fünfzehn Minuten essen, zehn Minuten schlafen im nach hinten geklappten Fernsehsessel, zwei Minuten Kaffee runterschlürfen und aufspringen und wieder ins Geschäft zurück. Nicht *Grüß dich*, sondern *Hallo* sagst du knapp, um die konzentrischen Kreise seines *Grüßteichs* nicht zu zerstören, denn nur du kannst hören und sehen, wie sich direkt hinter dem *Grüßteich* die zweite Person Plural, die du so gut kennst, hereinschleicht und mit ihrem falschen t in der Hand wie mit einer Spitzhacke ein Loch in die Luft haut und in dem Zwischenraum, der so entsteht, zwischen dem *Grüß* und dem *eich*, also *euch* im ortsüblichen Dialekt, treibt ihr euch für eine Weile herum, die

zweite Person Plural und du, ihr badet und taucht sogar nach Steinen und springt vom Zehnmeterbrett in den spiegelglatten *Grüßteich*, dass es nur so spritzt, aber da fällt dir ein, dass du, wenn der Vater seinen Mittagsschlaf im Wohnzimmer hält, nicht mehr ins Stiegenhaus hinaus kannst, weil du dann das Wohnzimmer durchqueren und seinen Mittagsschlaf stören müsstest, was du unter keinen Umständen wagen würdest, so sagst du also, dass du noch keinen Hunger hast und schlüpfst hinaus, du machst deine übliche Runde.

In den anderen Stockwerken sieht das Stiegenhaus exakt so aus wie in deinem Stock, dem dritten. Du erkennst deinen Stock nur daran, dass sich in der Glasscheibe der Zwischentür, die die Wohnungen vom Treppenhaus trennt, ein kurzer, krummer Sprung im rechten unteren Eck gegen die sterile Monotonie der Siebziger-Jahre-Genossenschaftsarchitektur deines Hauses auflehnt, und daran hast du dich von klein auf festgeklammert, du identifizierst dich mit diesem Sprung, seit du denken kannst, ist er da gewesen, er ist der Klecks, der das tadellose Gesamtbild verpatzt, das schwarze Schaf, das du auch bist, weit abgeschlagen vom Kleeblatt deiner vier Geschwister, die so viel älter sind als du, der Appendix. Alle vier als Kinder blond, nur du nicht, dein Haar ist dunkelbraun, manche meinen schwarz, von Geburt an.

Hat man einmal die Zwischentüren durchschritten und geht man dann in einem großen U die Wohnungstüren entlang, wird die militärische Gleichheit der Gänge aufgeweicht, indem die Nase ins Spiel kommt. Du könntest, sagst du dir, auch blind durch das Haus gehen und wüsstest, ohne einen Blick auf Fußmatte oder Namensschild zu werfen, wer hinter dieser und jener Tür zu Hause ist, zumindest da, wo es Kinder gibt, kennst du die Hausgerüche, die sich wundersamerweise nie ändern, selbst wenn in einer dieser Wohnungen gerade ge-

kocht wird, kannst du hinter dem jeweiligen Essensgeruch den typischen Hausgeruch dieser und jener Wohnung riechen und daran, an diesen Hausgerüchen in den Wohnungen deiner Spielgefährten, kannst du dich nicht satt riechen, noch kannst du sie beschreiben, denn sie riechen durchaus nicht nach einer bestimmten Sache, nach Zitrone, Schildkröte oder einem Putzmittel, sie setzen sich aus der Gesamtheit all dessen zusammen, was sich in diesen Wohnungen befindet, Menschen, Tiere wie auch Dinge, und obwohl doch immerhin die Fluktuation der Dinge sowie da und dort auch der Tiere und Menschen, die im Laufe der Zeit weg- oder hinzukommen, für eine olfaktorische Veränderung sorgen müsste, bleiben diese Hausgerüche bestehen und picken, viel körperlicher als die Fußmatten oder Namensschilder, an und vor und über den Türen. Nur bei dir zu Hause riechst du nichts, hast du nie etwas gerochen, so viel Luft du auch durch deine Nase ziehst, du riechst nichts, selbst wenn du die Augen schließt, und das ärgert dich umso mehr, seit dir deine beste Freundin V. aus dem zweiten Stock die Existenz eines wie auch immer gearteten Hausgeruchs in deiner eigenen Wohnung bestätigt hat.

Das Stockwerk mit ihrer Wohnungstür lässt du aus, denn V. ist das einzige Kind, mit dem du in diesem Stock Kontakte pflegst, und wenig später hast du dann den achten und letzten auch erledigt und alles ist wie es vorher war, denn niemand ist da, mit dem du spielen könntest, mit den wenigen, die da sind, willst du nicht spielen, die sind viel zu groß oder viel zu klein oder Feinde.

Du läufst in den Hof, probierst lustlos die Spielgeräte aus und kletterst schließlich wie sonst so oft in den Bäumen herum, deine Laune bessert sich überraschend schnell in der Zwischenwelt der üppigen Baumkronen, aber gerade als du einen Ast höher steigen willst, erscheint deine Mutter auf dem

Balkon, ohne Schweiß Tuch um die Stirn, das sie jetzt aber gut brauchen könnte, da sie dir, wie immer, wenn du fast ganz oben bist, mit schreckensschrillen Schreien zu verstehen gibt, dass du sofort herunterkommen sollst. Braves Kind, das du bist, folgst du murrend ihrer Anweisung, die du auch dieses Mal nicht nachvollziehen kannst, du fühlst dich dort oben so sicher wie auf dem Boden, kennst jeden Tritt, jeden Ast, du jonglierst mit den Gleichgewichten, deine Hände halten dich so fest, dass du mit den Füßen weiterhüpfen kannst oder in der Luft baumeln, nichts an deinem Tun ist gefährlich, aber das kann sich deine Mutter nicht vorstellen, sie ist ja auf dem Balkon und nicht bei dir auf dem Baum.

Also nach Hause, weil dir nichts Besseres einfällt, ins Vogelgezwitscher der Wellensittiche, *fliegen wir los*, pfeift der deine, du kennst sein Wort dafür in der Wellensittichsprache genau, es ist zweisilbig, und du antwortest ihm schon vom Vorzimmer aus mit dem gleichen Pfeifen. Tatsächlich hat die Mutter die Vögel aus dem Käfig gelassen und jetzt flattern sie im Esszimmer herum, deiner setzt sich dann an den Rand eines Wasserglases, beugt sich hinein, trinkt mit schnellen Schnabelschlucken. Der Vater ist wieder ins Geschäft, dafür ist der große Bruder heimgekommen, liegt mit einem *Clever & Smart* im Bett, dazu die Stereoanlage in voller Lautstärke an (TSCH-TSCH-TSCH-TSCH-TSCHÄINSCHÄÄS!!! TÖANEN FÄIS ÄSTRÄINSCH TSCH-TSCH-TSCHÄINSCH Ä-ÄS!). Du schmeißt dich auf dein Bett und schlägst *Die Kinder aus Bullerbü* von Astrid Lindgren auf, die du immer und immer wieder liest, seit du das Buch in der Bücherei, die erste Lektüre deines Lebens, entdeckt hast, nie wirst du aufhören, *Die Kinder aus Bullerbü* zu lesen, du wohnst in den drei *Bullerbü*-Büchern mit ihren schwarz-weißen Illustrationen von Ilon Wikland, auch mit Oetinger bist du auf Du und Du, ohne zu wissen, dass dieser Name für einen Verlag

steht, stellenweise kannst du die Sätze auswendig aufsagen, du berauscht dich vor allem an den Ausdrücken, die dir fremd sind, die weder in deiner Familie noch in deiner Umgebung verwendet werden, wie Hefe (für das, was ihr Germ nennt) oder Kronen und Öre als Bezeichnung für Geldscheine und Münzen. Du sehnst dir so ein taufrisches Landleben mit Lasse, Bosse, Lisa, Inga, Britta und Ole herbei, ahnst aber, dass deine Stadt, in der ihr abends wegen der VÖEST-Abgase das Fenster schließt, nicht allzu viel Ähnlichkeit mit Bullerbü aufweist. Und gerade als du mitten in der Geschichte mit Oles loseem Zahn (wieder so ein fremdes Wort: lose) angelangt bist, verspricht der Tag doch noch interessant zu werden: Die Nachbarin von nebenan steht mit Lockenwicklern auf dem Kopf vor der Tür, sie hat sich ausgesperrt, aber die Balkontür offen gelassen. Jetzt will sie, dass du von eurem Balkon zu ihrem hinüberkletterst und von innen die Tür aufmachst, erklärt sie deinem großen Bruder. Zum Glück hat sich deine Mutter vor zehn Minuten zum Supermarkt aufgemacht und so hilft dir dein Bruder, der der Bitte der Nachbarin, genau wie du, gerne nachkommen möchte, auf das Sims eures Balkons im dritten Stock und hält dich lässig mit einer Hand am Rücken, als du dich um die dünne Mauer, die euren Balkon von dem der Nachbarin trennt, herumschwingst. Du hast nicht einmal Zeit, in die Tiefe zu schauen, schon stehst du auf dem Nachbarinnenbalkon und gehst dann die Tür öffnen. Die Nachbarin scheint sich zu freuen, von dir aus hätte es aber ruhig etwas länger dauern können, blöd, dass du dich so beeilt hast, jetzt ist alles wieder wie vorher, und weil es nicht wie vorher sein soll, liest du die Geschichte von Oles loseem Zahn nicht weiter und blätterst stattdessen ein bisschen in der *Ablak-Zsiráf*, einem ungarischen Wörterbuch für Kinder. Weil dein Vater dir und deinen Geschwistern seine Muttersprache, also die Vatersprache, nicht beigebracht hat, verstehst du nur

einzelne Wörter oder Fetzen von Alltagsungarisch, der Rest ist ein klingendes Gewebe aus vielen Ös und Üs und offenen As und Doppelkonsonanten, auf die man sich lange draufsetzt, dafür sind die Fragen Flugzeuge im endlosen Steigflug, immer weiter rauf scheint es zu gehen. Du bist sieben Jahre alt und du fragst dich nicht, warum dich dein Vater nicht in seine Sprache eingeweiht hat, noch warum die Kinder seiner ungarischen Freunde sehr wohl zweisprachig erzogen werden, es ist einfach so und du hast auch keinerlei Ambitionen, der Vatersprache auf die Schliche zu kommen, im Gegenteil, leidtun würde es dir, wenn die fremdvertraute Lautlandschaft rund um deinen Vater ihrer Rätselhaftigkeit beraubt und ihre Geheimnisse sich mit dem Beton der Bedeutung füllen würden, so hast du die Freiheit der Wahl: Das Wort *selyembhnyó* kann alles Mögliche bedeuten, du könntest dir darunter einen alten verstellbaren, gepolsterten Zahnarztstuhl vorstellen, wie du ihn in der Dorfarztpraxis deines ungarischen Onkels gesehen hast, aber auch einen Semmelknödel, wenn dir das Kinderlexikon anhand eines Bildes nicht suggerieren würde, dass der Begriff etwas mit Raupen oder Schmetterlingen zu tun hat. Andererseits kennst du mittlerweile, ohne dich darum bemüht zu haben, die wahre Bedeutung vieler ungarischer Wörter, du weißt etwa, dass mit *oroszlán* der Löwe gemeint ist und du freust dich auch über die Verdoppelung aller Dinge, denn während deine österreichische Freundin V. aus dem zweiten Stock nur den harmlosen kleineren und schwächeren *Löwen* zur Verfügung hat, kennst du auch den stolzen und mächtigen ungarischen *oroszlán*, der nach einem ganzen Land, einem Königreich klingt, eine größere Mähne um sein Haupt trägt und lauter brüllt als der durch die zwei ö-Punkerl verzierte, verniedlichte und in der Nähe von Diminutiven wie Röschen, Törtchen und Wörtchen lebende *Löwe*, sogar zum Brüllen braucht der die Punkterl.

Die Mutter kommt vom Supermarkt und beginnt mit dem Abendessenkochen und endlich sind auch die Geschwister zurück, spielen aber ein Kartenspiel, das du noch nicht gelernt hast, du sitzt dabei und siehst zu, darfst Karten vom Stapel ziehen, manchmal werfen sie dir einen neckischen Satz in der Muttersprache zu, während sie untereinander im ortsüblichen Dialekt miteinander kommunizieren, den du dich innerhalb der Familie zu verwenden genießt, so wie du dich vor deinen Freunden für deine Muttersprache genießt, was zur Folge hat, dass du dir weder in dieser noch in jener Art zu reden ganz echt vorkommst, die Sprache, in der du nicht das Gefühl hast, etwas nachzuahmen, dir und den anderen etwas vorzumachen, gibt es nicht. Du sprichst nicht, du spielst sprechen, du sprichst, du verstellst dich, sobald du den Mund aufmachst, darum schreibst du lieber.

Dann wieder *Grüßteich*, der Vater hat einen außergewöhnlich erfolgreichen Tag gehabt, mehrere Räder und ein Moped verkauft, die Füße in einer Schüssel mit lauwarmem Wasser, eine Bierflasche in der Hand, schräg auf den Fernseher blickend berichtet er und, mitgerissen von seiner Hochstimmung, sagst du dir gerade, dass angesichts solcher Nachrichten die vielen Wintertage, an denen gar niemand ins Geschäft kommt, vielleicht doch nicht so schlimm sind, da läutet es an der Tür und die Nachbarin schenkt dir zehn Schilling für deinen kleinen Hilfsdienst, so hast du auch etwas eingenommen an diesem Tag, nur die Mutter ist nicht erfreut, als sie erfährt, auf welche Weise du die zehn Schilling verdient hast.

Gleich ist das Essen fertig, nur mehr diese Partie, sagen die Geschwister, die Brüder haben angefangen, das Spielgeschehen zu kommentieren, wobei sie den starken ungarischen Akzent eines Freundes des Vaters nachahmen, in die deutschen Sätze ungarische Ausdrücke einstreuen und mit deutschen Endungen

versehen oder umgekehrt, es ist ein doppeltes Spiel, mit Wörtern in den Mündern und Karten in den Händen, ihr zerkugelt euch in eurer Zwischensprache, die nur euch gehört, euch Kindern zweier Flüchtlinge.

Auch deinen Vater amüsiert das, er ist stolz darauf, anders als die meisten seiner ungarischen Freunde den hiesigen Dialekt beinahe ohne Akzent zu sprechen, wie er meint, und auch du stellst sein Können nicht infrage, erst als Erwachsene hörst du, aus der Distanz, die ungarische Färbung durch das Telefon. Es ist wie mit dem eigenen Hausgeruch, den du selbst nicht wahrnehmen kannst: Solange du zu Hause lebst, bist du zu nahe dran, so selbstverständlich ist dir die Vatersprache, dass sein Akzent unsichtbar bleibt, weil die Abweichung von der Norm selbst die Norm ist, immer schon war.

Todmüde liegst du im Bett, um dich herum Grillenzirpen, Gelsensirren und die spannenden, dir aber nicht immer verständlichen Geschichten deiner Schwestern über ihre Freundinnen und deren Freundinnen sowie ihrer aller Unstimmigkeiten und daraus resultierende Wortgefechte, was dir den letzten Rest an Konzentration abverlangt, umso mehr als die Artikulation der älteren deiner Schwestern durch eine Zahnschmerzen beeinträchtigt wird und sich ihre Berichte infolgedessen noch enigmatischer ausnehmen. Aber du bist zu müde, um nachzufragen. Kurz bevor du einschläfst, hüpfst du noch einmal auf, wirfst den Zehner in deinen Sparefroh und streichst erleichtert den Tag vom Kalender.

Am Morgen ein Überraschungsschrei der älteren deiner beiden Schwestern, weil auf dem Fußabstreifer vor eurer Tür ein aus einem Schulheft gerissenes liniertes, zusammengefaltetes Blatt liegt, darauf dein Vorname, Liebesbrief schon wieder, sagen die Schwestern, jetzt ist auch die zweite, die jüngere der beiden

älteren Schwestern, dazugekommen, im Pyjama noch, schnell das Blatt aufgefaltet und laut gelesen, weniger dir, der Adressatin des Schreibens, vorgelesen als der eigenen Neugierde, diesen an dich gerichteten angeblichen Liebesbrief des Hausmeisterbuben vom langen Wohnblock, Gekicher und lautes Gegacker der Schwestern, jeder einzelne Rechtschreibfehler muss herausgezerrt und hochgehalten werden, zum Auslachen für alle, du aber ärgerst dich, nicht nur über die Schwestern, weil sie, noch dazu bei offener Wohnungstür, so ein Theater veranstalten, dein Groll richtet sich auch und vor allem gegen den idiotischen Hausmeisterbuben, der die Liebe ohne E und mit stummem H schreibt, *ich libbe dich*, schreibt er in wackeligen Buchstaben, obwohl er ein, zwei Jahre älter ist als du und dunkelgraue zweite Hasenzähne im Mund hat, wenn er lacht, am allermeisten aber wurmt dich, dass du dieses Spiel nicht verstehst, keine Ahnung hast du, was der Hausmeisterbub mit seinen Schriftstücken bezweckt und warum sie deine Schwestern jedes Mal aufs Neue so erheitern. Du machst dem Spektakel ein abruptes Ende, indem du deine Schwestern mit einem als Schimpfwort missbrauchten Tiernamen bedenkst, den Zettel an dich reißt, damit in die Küche läufst, um ihn kurzerhand in den Mist zu pfeffern, jetzt ist dir etwas leichter. Später suchst du in den Bücherstapeln im Mädchenzimmer heimlich das zerfledderte alte Lexikon, möglicherweise heißt *libbe* etwas ganz anderes und die Schwestern haben alles grundfalsch interpretiert und sich zu unrecht auf deine Kosten amüsiert, aber nein, das Wort existiert nicht, was es nicht davon abhält, sich noch ein paar Stunden wie eine Schallplatte in deinem Inneren zu drehen, mit kurzem I und mit H, denn wenn du ein Wort denkst, dann siehst du es auch vor dir, ob du willst oder nicht, und es muss nicht nur aus Buchstaben bestehen.

Die Entdeckung, dass, wenn du dir ein Wort oft genug vor-sagst, dir dieses Wort immer fremder wird, so fremd, dass du das Gefühl hast, eine willkürlich zusammengewürfelte Kombination aus Buchstaben oder Lauten auszusprechen, bis das Bezeichnete zu verblassen beginnt und schließlich ganz hinter dem Bezeichnenden verschwindet und man auf diese Weise also mit Wörtern Dinge wegzaubern und gleichzeitig Wörter in Dinge verwandeln kann, in etwas Lebendiges sogar, diese Entdeckung kannst du in deiner Erinnerung exakt datieren, zumindest hast du den Tag Anfang Dezember noch klar vor Augen, als ihr in der Schule vom Heiligen Nikolaus gesprochen habt und sich im Laufe dieser einen Unterrichtsstunde der du weißt nicht wie viele Male wiederholte Name von dem weißbärtigen Alten im roten Gewand ablöste und sich zu einer Art Drachenvurm aufblähte, der tollpatschig über euren Köpfen durch das Klassenzimmer wackelte. Ob auch die anderen ihn sehen konnten oder nur du, spielte in diesem Moment keine Rolle, so sehr verschlug dir der Wurm mit seiner plötzlichen Präsenz das Denken. Ni-ko-laus, ein fliegender Riesenvurm. Oder gar nichts. Oder alles Mögliche.

Dalagatan. Da-la-ga-tan. Das ist es, was dir jetzt durch den Kopf geht oder sich im Kreis dreht, immer und immer wieder. Seit mindestens einer halben Stunde murmelst du dein *Dalagatan* in dich hinein, als würdest du es einatmen wollen oder essen. Du liest es von dem Brief ab, den deine Mutter, als sie die Wäsche von der Wäschespinnne unten vor dem Haus heraufholte, aus dem Postkasten gezogen hat. Kein zerrissener Zettel aus einem Schulheft, sondern ein echter Brief mit Briefmarke ist das. Schmal und gelb, deine Lieblingsfarbe, hellgelb wie Vanilleeis. Papier mit Rillen. Fühlen sich gut an, wenn du mit den Fingern drüberstreichst. Du hältst dasselbe Kuvert

in Händen, das gestern oder vor wenigen Tagen noch SIE in den ihren gehalten haben muss. SIE musste ja deinen Brief vor sich liegen gehabt haben, um das dazuzuschreiben, was SIE tatsächlich dazugeschrieben hat, bevor SIE deinen Brief dann mit dem von IHR hinzugefügten Gedanken in dieses, damals noch in IHREM Besitz befindliche Kuvert gesteckt, eine Briefmarke draufgeklebt und ihn in einen Postkasten geworfen haben muss, woraufhin dieser Brief die lange Reise von IHRER *Dalagatan* bis hierher zu dir, nach Linz, in den Glöcknerweg angetreten hat, wo du gerade jetzt über seine Rillen streichst und die Tatsache, dass dies ein Stück Papier ist, das gestern oder vor wenigen Tagen noch SIE in ihrem Zuhause in der *Dalagatan* mit IHREN Händen berührt haben muss und du in diesem Augenblick dasselbe Stück Papier mit deinen Händen berührst, womöglich exakt an denselben Stellen wie SIE gestern oder vor wenigen Tagen erst in IHRER *Dalagatan* und es so also von diesem Tag an eine echte, keine fantasierte, sondern eine tausendprozentig echte Verbindung zwischen dir und IHR gibt, ist zu groß für dein Denken. Dagegen erweisen sich die von dir zurechtgelegten Worte, mit denen du von der unerhörten Begebenheit zu berichten brennst und, mehr noch, die Gesamtheit aller sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten als zu winzig und darum unzulänglich, wie du bald erkennen musst.

Dabei hast du dir eine Dramaturgie überlegt gehabt. Sobald die jüngere der beiden Schwestern von wer weiß wo nach Hause kommt, folgst du ihr ins Badezimmer und teilst ihr, während sie sich die Hände wäscht, deine Euphorie nur mit Mühe unterdrückend mit, *dass* du einen Brief erhalten hast. Und dann erst, von wem. Das würde ihre Überraschung auf ein Maximum steigern: zuerst nur, dass du einen Brief bekommen hast und dann erst den Namen, IHREN Namen! Du sagst es. Die Schwester schweigt. Sie drückt sich schnell und routiniert einen Pickel auf

dem Kinn aus, riecht dann an ihrer Achselhöhle und antwortet endlich: *Wenn du zwölf bist, kommt der Zwiebelgeruch*. Also versuchst du es noch einmal, du fasst alles in einem einzigen Satz zusammen und, vor innerer Spannung beinahe platzend, streckst deiner Schwester den Brief entgegen, worauf sie, die inzwischen eine ihrer harten Kontaktlinsen herausgenommen hat, um sie in der Mundhöhle zu reinigen, laut aufschreit, weil dein Briefkuvert in dem Schwung, mit dem du es ihr unter die Nase befördertest, die Linse von ihrem Zeigefinger gewischt hat. Die Linse liegt nun irgendwo da auf dem gesprenkelten PVC-Boden und zu dritt sucht ihr, deine fuchtige Schwester, die herbeigeeilte Mutter mit ihrer dicken Brille und du, nach der Linse. *Linsnen*, seufzt die Mutter, hab ich dir nicht gesagt, dass *Linsnen* nix für dich sind? *Lin-sen!*, antwortet ihr, deine Schwester und du, gleichzeitig und in vollem Bewusstsein, dass es sinnlos ist, die Mutter zu korrigieren, seit ihr denken könnt, klammert sie sich an ihren selbst erfundenen Plural wie der Vater an seinen *Grüßsteich*. Wie immer bist du es, die das unsichtbare Ding wiederfindet. Aber ein kleines Wort des Dankes oder Interesse an dem, was du zu erzählen hast, brauchst du unter den Umständen nicht mehr zu erwarten. Du bist schuldig. Außerdem hat es gerade an der Tür geläutet und die Schwester rennt, mit der hastig wieder eingesetzten Kontaktlinse im Auge, ins Vorzimmer, schnell, schnell in die Schuhe und zackbumm Tür zu.

Du wieder allein. Mit der Mutter. Und dem Brief! Die Wellensittiche haben den Futterspender leergefressen und ihr seid immer noch nicht nach Ungarn gefahren, nun willst du dir einen anderen, geeigneteren Zeitmesser suchen und glaubst, ihn in dem Miniaturfallschirm zu finden, den der große G. aus dem fünften Stock, ein friedfertiger Technikfreak, der dir als Spielgefährte allerdings zu alt und zu phlegmatisch

ist, vor einer Weile von seinem Balkon aus hat fliegen lassen, woraufhin sich der Fallschirm samt seinem silberfarbenen Plastikmännchen ausgerechnet in dem Baum verfangen hat, der vor eurem Mädchenzimmerfenster steht. Nachdem der große G. zu einem Lokalausgang in euer Zimmer gekommen ist und behauptet hat, der Fallschirm hänge nur an der äußersten Astspitze und würde sich beim nächsten Windstoß und spätestens beim nächsten Sommergewitter lösen, hast du jeden Tag viel Zeit damit verbracht, diesen feierlichen Moment abzapfen, hast am Fenster geduldig jede kleine Bewegung des Fallschirmmännchens beobachtet, ohne dass sich die Prophezeiung des großen G. bewahrheitet hätte. Auch jetzt, wo du am Mädchenzimmerfenster stehst und rausschaust, baumelt es, ein paar Meter von dir entfernt, auf gleicher Höhe mit deiner Nase über dem leeren Hof. Der dünne Ast, an dem der Fallschirmspringer hängt, scheint dir, biegt sich heute unter seiner Last stärker nach unten, ein, zwei Millimeter mindestens. Wenn sich der Fallschirm löst und hinunterschwebt, sagst du dir, werdet ihr losfahren, das ist ab jetzt Gesetz.

Sie scheinen dir endlos, diese paar Stunden bis zum Abendessen. Immer wieder gibt es Momente, in denen du nicht an den Brief denkst, wenn du aufs Klo gehst zum Beispiel oder einfach mit den Gedanken anderswohin abschweifst, aber wenn er dir dann wieder einfällt, ist es wie ein Fallbeil, ZONG!, und du bist jedes Mal wie elektrisiert, dein Herz wird laut und du sagst dir: Das ist jetzt echt, das gibt es jetzt. Und schließlich kommt sie doch, die Abendstunde, in der du endlich deinen Triumph in die Welt posaunen kannst, nein, eigentlich ist es die Mutter, die das für dich übernimmt, als sie, die Suppe austeilend, der versammelten Familie mit einigem Stolz in der Stimme, wie dir nicht entgeht, von dem Brief erzählt. Es gibt *Abhs* und *Ohhs*,

aber du bist nicht so dumm, den Grad an Übertreibung in diesen Ausrufen zu überhören, der sich immer hineinmischt, wenn sie dich als Jüngste für etwas loben oder erstaunt tun, weshalb du schon lange aufgehört hast, diese Art Äußerungen als das zu nehmen, was sie zu sein dir weismachen wollen. Du behältst deine Miene eisernen Ernstes auf und lässt dich nicht zu einem Lächeln hinreißen. Nur der älteste Bruder, der dir immer wohlgesonnen ist und war, verlangt, den Brief zu sehen, und zufällig hast du ihn schon in deiner linken Hand unter dem Tisch und ziehst ihn jetzt hervor, den Brief, den SIE gestern noch in ihren Händen gehalten haben muss, und übergibst ihn deinem ältesten Bruder, der sein Suppengelöfle nur kurz unterbricht, um den Brief aus dem vanillegelben Kuvert zu ziehen und neben seinen Suppenteller zu legen. Und da liegt der Brief nun, der gestern noch auf IHREM Schreibtisch in der *Dalagatan* gelegen sein muss, auf eurem Esstisch am Glöcknerweg in Linz-Kleinmünchen, unter den suchenden Augen deines ältesten Bruders, der ungerührt seine Suppe weiterschlürfte. Aber schweigen tun sie alle, vor Spannung.

Und?, fragt die jüngere der beiden älteren Schwestern.

Die hat ja gar nichts geschrieben. Das ist doch das, was du geschrieben hast, meint der ältere Bruder.

Jetzt spürst du die Wut in dir hochkochen. Einiges hast du befürchtet gehabt, dieses Ausmaß an Ignoranz aber übertrifft deine Vorahnungen bei Weitem. Du hüpfst auf, rennst um den Tisch zu deinem Bruder und tippst auf das, was SIE als Antwort auf deine Frage geschrieben hat, und zum besseren Verständnis liest du es der versammelten Familie vor, du liest deine Frage und IHRE Antwort darauf vor, laut und deutlich, sehr deutlich.

Danach Stille. Einige grinsen und die jüngere der beiden älteren Schwestern prustet los, aber da macht die Mutter ihr

ein Zeichen mit der Hand, sie soll still sein, und dann sagt der älteste Bruder: Aha, super, und der Vater, der schon mit den gebratenen Hühnerteilen beschäftigt ist, sagt auch Super, Schatzi, und die ältere der beiden älteren Schwestern begehrt jetzt auch, den Brief zu sehen, aber du gibst ihn ihr nicht, weil sie zu denen gehört, die vorher so eigenartig gegrinst haben, und während der jüngere der beiden älteren Brüder, ganz so, als gäbe es in diesem Augenblick nichts Triftigeres zu bedenken, die Mutter fragt, ob ihr auch scharfes Ketchup habt, da nimmst du entschlossen den Brief, den SIE gestern noch in dieses Kuvert geschoben haben muss, und steckst ihn deinerseits wieder ins Kuvert zurück, dann gehst du in dein Zimmer und setzt dich in den Kleiderkasten der älteren deiner Schwestern. Keinen Schimmer haben die, was es bedeutet, dass du hier in eurer Wohnung am Linzer Glöcknerweg einen Brief in Händen hältst und für ein paar Minuten auch die da draußen hätten in Händen halten können, wenn sie seine Bedeutung nur zu erkennen imstande gewesen wären, den SIE gestern oder vor wenigen Tagen noch so weit weg in ihrer *Dalagatan* in den ihren gehalten haben muss. Die Mutter ruft dich, doch essen zu kommen, aber du wirst es nicht tun. Du wirst erst essen, wenn alle anderen sich verzogen haben, wenn überhaupt. Vielleicht nie mehr essen. Fahrig streichst du über die Rillen des vanillegelben Kuverts, aber jetzt fühlt es sich nicht mehr so gut an wie vorher.

Die Musik des älteren deiner beiden Brüder und wie sie die ganze Wohnung ausfüllt, jeden Tag und heute bis in den Kleiderkasten hinein. *Sonst ist es keine Musik*, pflegt der Bruder zu sagen, fast bis zum Anschlag dreht er den Lautstärkereglers seiner Stereoanlage, schnell noch, bevor die Nachbarin von unten um Punkt zweiundzwanzig Uhr mit dem Besenstiel an die Zimmerdecke zu euch nach oben zu klopfen anfängt:

BOHR'N BOHR'N BOHR'N TUBIE ÄLEIW! ...

TUBIE ÄLAEIW TUBIE ÄLEIW TUBIE ÄLEIW!

Bohren mit englischem R ausgesprochen. Man muss die Zunge seitlich und vorne bei der Spitze einrollen, als wäre sie eine Schüssel oder ein abgefallenes Herbstblatt, das sich an den Rändern nach innen wölbt, und doch darf die Zungenspitze den Gaumen nicht richtig berühren, das ist der Trick dabei. Das englische R ist viel leichter hinzubekommen als das rollende ungarische RRRRRR, für das du all deine Zungenkräfte aufwenden musst, Gewalt beinahe, während das englische sich wie von selber spricht. Hat man es einmal heraus, das englische R, was also keine Kunst ist, kann man ohne Probleme jeden erdenklichen Kauderwelsch daherreden und es klingt wie Englisch, die Sehnsuchtssprache deines Vaters, der als ein aus der Ungarischen Revolution heraus geflüchteter Sechzehnjähriger eigentlich nach Amerika hatte weiterflüchten wollen, dann aber doch in Linz an der Donau hängen geblieben ist und seither, mehr noch als dieses Amerika, die englische Sprache als unerreichtes Lebensziel in seiner Brust mit sich herumschleppt, und womöglich, denkst du, ist es gerade das englische R mit seinem schräg nach vorn ausschlagenden Bein, das ihm von Zeit zu Zeit diesen stillen, heimlichen Schmerz im Inneren verursacht, den deine Geschwister, um es dir zu erklären, *Heimweh* nennen, wo es sich doch, wie du dir denken musst, um Fernweh handelt. Wie dem auch sei, für das Englische musst du jedenfalls nur einen einzigen Buchstaben, und zwar das englische R, beherrschen, um die ganze Sprache sprechen zu können, und so kannst du problemlos auch alle Liedtexte mitsingen, die aus der Stereoanlage deines Bruders dröhnen, wenn du auch kein Wort davon verstehst. Das englische R und alles, was englisch klingt, hat irgendwie mit der Musik des älteren deiner Brüder zu tun und mit den Posters, die die Geschwister aufgehängt

haben: *Kwien* und die *Roulin Stouns* im Bubenzimmer und im Mädchenzimmer die *Bie Tschies*, *Däiwid Bouie* und *Abba*, die man alle ein bisschen anders schreibt als man sie sagt, außer ABBA, die hast du dir gemerkt, weil das erste B spiegelverkehrt ist und alles in Großbuchstaben. Du bist Feuer und Flamme, weil dir deine Mutter angekündigt hat, dich demnächst, weil sonst niemand auf dich aufpassen kann, zu den *Wäit Wotschers* mitzunehmen, zu der Rockband, von der du sie, deine Mutter und ihre beiden Schwestern, deine Tanten, so oft begeistert hast reden gehört. Aber nicht jetzt, nicht heute und auch morgen nicht. In circa zwei Wochen, so die Mutter, du musst dich gedulden. Schon das Wort *Geduld* verursacht dir Brechreiz, tut so mild wie Kamillentee und raubt einem in Wahrheit den letzten Nerv und du fragst dich, warum nicht ein Mal, ein einziges Mal etwas gleich losgehen kann, verdammt.

Ein seltsamer Umstand ist es, dass so oft kurz vor dem Einschlafen dein Traum der vergangenen Nacht wieder aufglimmt, als wollte er sich für einen winzig kleinen Moment bemerkbar machen und sagen, Komm mit, es geht weiter!, und wenn die Bedingungen in dieser Glimmersekunde günstig sind für den bevorstehenden Schlaf, wenn du müde genug bist, die Sommerluft lau und geschmeidig und die Schwestern nicht mehr mit ihren Gerätschaften klappern oder durch Zahnspannen zischen, du also müde, aber immer noch aufmerksam genug bist, die eilige Erscheinung im Dunkel auszumachen, den Punkt zu erhaschen, in dem Auftauchen und Verschwinden des schon geträumten Traumes und also der Traumerinnerung zusammenfallen, dann kannst du auf- oder hineinspringen und weiterträumen, da, wo du gestern aufgehört hast. Weil aber die Schwestern angeben, mit derlei Traumwiedergängern kurz vor dem Einschlafen noch keine Bekanntschaft gemacht zu ha-

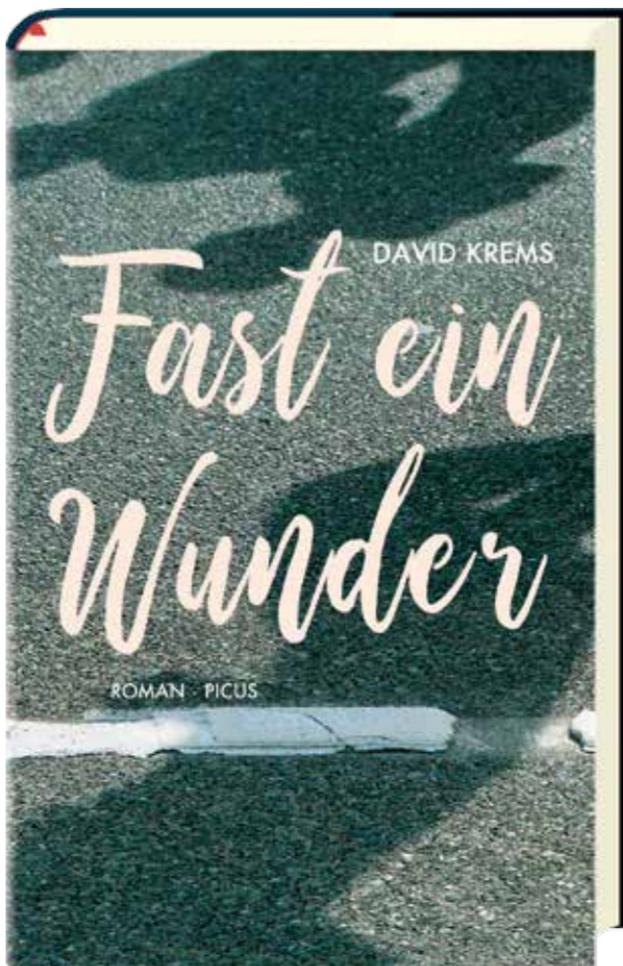
ben, fühlst du dich deswegen ein wenig sonderbar. Abgesehen davon, doch das ist dein Geheimnis, hast du ein Repertoire an wiederkehrenden Träumen. Einer deiner wiederkehrenden Träume, und er gehört zu denen, die du nicht magst, ist der, in dem du deine Augen nicht öffnen kannst, weil du von gleißendem Licht umgeben bist, von blendender Helligkeit, wie Milch, grelle Milch.

Beinahe so grell ist es, als du aus dem Auto deines Vaters, einem alten beige-weißen VW-Bus, aussteigst und dich wie selbstverständlich vor das flache Heck stellst, wo dich dein Vater, weil du noch klein bist, nicht sehen kann. Auch die Mutter kann dich nicht sehen, sie steht bei der offenen Beifahrertür auf dem Gehsteig und wechselt ein paar abschließende Worte mit dem Vater. Nur deine Tanten können dich sehen, dort drüben auf der anderen Straßenseite vor dem Schwimmbad, dem Schörgenhubbad, vor dem ihr euch verabredet habt. Die Tanten, zwei Schwestern deiner Mutter, machen merkwürdige Gesichter und dann, als dein Vater, der euch hier nur absetzen soll, wieder anstartet, beginnen sie wie am Spieß zu schreien und sich die Hände vor den Mund zu halten und zu gestikulieren, als würden sie gerade etwas außerordentlich Schauderhaftes vorgeführt bekommen. Es ist schön und interessant, die Tanten so außer sich zu sehen. Du würdest auch gern wissen, was los ist. Keine Sekunde kommt es dir in den Sinn, dass du selbst, mit ausgestreckten Armen gegen den VW-Bus gepresst, der Grund für ihre panischen Gebärden sein könntest, bis deine Mutter dich mit einem brutalen Ruck auf den Gehsteig reißt und dich zu laut fragt, ob du spinnst.

Nun, wo du in deinem Bett liegst und dich an diese wer weiß wann erlebte Szene erinnerst, siehst du vor dir, wie dein Vater,

bevor er davonfährt, hinter den Fensterscheiben des VWs deiner Mutter empörte Gesten nachschickt, begleitet von Worten, die du wegen der geschlossenen Fenster nicht verstehen kannst, die aber, so viel ist dir klar, nur wenig schmeichelhaften Inhalts sein können, und dass deine Mutter daraufhin etwas ruft, das halb als Verteidigung ihrer selbst und halb als Anklage gegen dich und deine irrwitzige Idee, dich vor das Auto zu stellen, zu deuten ist.

Genauso deutlich aber hast du noch vor Augen, wie dein Vater vergeblich versucht loszufahren, du siehst sein verdutztes, tiefernstes Gesicht mit einer von Denkfalten zerfurchten Stirn in dem Moment, als er zum ersten Mal aufs Gas steigt und nicht wekommt, weil du vor dem Auto stehst, siehst sein Gesicht hinter der Fensterscheibe, der du doch den Rücken gekehrt hast, sodass es ganz unmöglich ist, von deinem gewagten Standort aus deinen Vater in den Blick zu bekommen. Und doch siehst du ihn jetzt, wo du in deinem Bett liegst, so deutlich vor dir, als ob du es so erlebt hättest. Du fragst dich, ob dir deine Erinnerung wieder einmal einen Streich spielt, wie schon bei der Frage, ob der eines Nachts zusammengekauert im Wohnzimmervitrinenschrank zwischen den Schnaps- und Eierlikörflaschen hockende Einbrecher mit Pistole echt oder nur geträumt war, oder ob es tatsächlich so gewesen sein kann, dass du im Augenblick des lauernden, aber von dir nicht im Mindesten erahnten Todes, mehr wahrzunehmen imstande warst, als der beschränkte Menschenverstand es sich erklären kann. Du konntest durch deinen Rücken sehen, durch das heiße Motorbrummen hindurch und nach oben, dem Vater ins Gesicht, ungeachtet deiner kleinen Körpergröße und Position. Alles hast du gesehen und gehört und du warst nicht mehr klein. Du warst überall und nirgends.



*ca. 336 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag,
farbigem Vor- und Nachsatzpapier und
Lesebändchen*

*ISBN 978-3-7117-2082-5, € 24,-
eISBN 978-3-7117-5404-2, € 18,99*

Erscheint am 18. September 2019

DAVID KREMS

FAST EIN WUNDER

ROMAN

ÜBER DAS BUCH

Ein raffiniert verknüpfter Roman über verwischte Spuren, die Macht der Medien, Versuchung und den Sieg der Menschlichkeit.

Ein gänzlich unbekannter Läufer im Spitzenfeld des Stadtmarathons, das ist fast eine Geschichte für ein Boulevard-Blatt wie *Von Tag zu Tag*. Der leidgeprüfte Reporter Fabian wird auf den Mann angesetzt – von einem Herausgeber, dem auf seinem Kurzurlaub die Geliebte abhandenkommt und der Fabians Hoffnung auf ein berufliches und privates Comeback zu seinem eigenen Vorteil ausnützt. Der mysteriöse Läufer wird bald als Asylsuchender identifiziert, der den Marathon als Chance nutzen wollte, um auf seine hoffnungslose Situation aufmerksam zu machen. Mit seiner Recherche setzt Fabian einiges in Gang: im Leben der von ihm ins Vertrauen gezogenen Ministerialbeamtin, im Ministerium und in der Zeitung. Wer macht hier mit wem Geschäfte und wer hat den größten Nutzen davon?



Foto Paul Feuersänger

DER AUTOR

David Krems, 1977 geboren in Wien. Studium der Theater-, Film- und Medienwissenschaft, Promotion über Fototheorie. Arbeiten in verschiedenen Bereichen der Fotografie und des Films. Seit 2009 Medienarchivar und Lehrbeauftragter an der Universität Wien. Experimentalfilmemacher mit zahlreichen internationalen Festivalteilnahmen. Sein Debütroman »Falsches Licht« erschien 2018 und war für den Leo-Perutz-Preis 2018 und den Glauser-Preis 2019 nominiert.

FABIAN

SONNTAG

Fabian griff ins Leere. Da, wo er sein Telefon vermutet hatte, war abgesehen von gebrauchten Kleidungsstücken und achtlos liegen gelassenen Gegenständen nichts zu ertasten. Begleitet vom spitzen Läuten des Signaltons ließ er seine Fingerspitzen suchend über den mäßig sauberen Parkettboden gleiten. Als das Geräusch verstummte, brach auch seine Handbewegung sofort ab und er blieb, einen Arm über die Bettkante hinausragend, reglos liegen. Doch schon kurz darauf begann das Spiel von Neuem. Wieder erklang der penetrante Signalton, der sich gnadenlos in seinen benebelten Schädel bohrte und dort neuerlich die reflexartige Tastbewegung auslöste. Fabian hatte keine Ahnung, wie viele Anläufe es gebraucht hatte, bis er sein Handy endlich zu greifen bekam. Ohne auf das Display zu sehen führte er das Gerät an sein Ohr und nahm das Gespräch mit einem zaghaften Grunzlaut an, in dem sich eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Klangbild seines Nachnamens erkennen ließ.

Vom anderen Ende der Leitung tönte sofort eine aufgeregte Stimme: »Fabian, bist du in Wien, kannst du arbeiten?«

»Ja, nein. Ich weiß nicht.«

»Das ist wieder einmal typisch! Einmal will man etwas von dir und dann bist du nicht zu gebrauchen. Sag bloß, du bist betrunken?« Die Verbindung war schlecht und setzte immer wieder kurz aus.

»Was ist los? Ich verstehe nicht. Wer spricht?« Fabian gab

sich nun alle Mühe, seinen miserablen Zustand zu verbergen.

»Ich bin's, Walter! Ich bin in Italien. Die Leitung ist schlecht.«

»Und da hattest du solche Sehnsucht nach mir, dass du mich in aller Früh aus dem Bett läutest?« Sein Tonfall lag nun irgendwo zwischen sarkastisch und angriffig.

»Früh? Wovon sprichst du? Es ist schon fast Mittag und so ein Wahnsinniger läuft gerade Weltrekord.«

»Weltrekord?« Fabian wiederholte das Wort mit ehrlicher Verwunderung. Er versuchte, den Hinweis irgendwo in seinem Gehirn zu vernetzen, doch da war nichts als ein dumpfes Brummen. Ein dumpfes Brummen und die langsam aufsteigende Erinnerung an ein weiteres sinnloses Besäufnis. Wie lange hatte er geschlafen? Zwei, drei, allerhöchstens vier Stunden.

»Der Marathon!«, riss ihn Walter aus seinen Gedanken. »Sag mal, wo lebst du? Heute ist Vienna City Marathon und so ein Irrer hat sich einfach unter die Profis gemischt und läuft seither Bestzeit. Ich wurde soeben informiert. Wir müssen da sofort jemanden hinschicken.«

Fabian hatte sich im Bett aufgerichtet und hob leicht die Jalousie an, die das Fenster neben seinem Bett abdunkelte. Die Frühlingssonne schien ihm mitten ins Gesicht und rief eine ähnliche Reaktion hervor wie kurz zuvor noch der grelle Klingelton. Er kniff abwehrend die Augen zusammen und ließ die Jalousie wieder los.

»Und was hab ich damit zu tun? Schick doch einen deiner Sensationsreporter hin.«

»Mein Gott, bist du naiv«, klagte Walter. »Ich hab niemanden verfügbar. Die Geschichte wurde schon längst geschrieben, als wir die erste zuverlässige Wetterprognose hatten: traumhaftes Wetter, tolle Stimmung, spannende Entscheidung. Der Praktikant muss nur noch Namen und Zeit des Gewinners

eintragen. Ist doch jedes Jahr dasselbe. Für so was bezahlen wir keine unnötige Arbeitszeit.«

»Hört sich ja nach seriösem Journalismus an«, ätzte Fabian.

»Lass das. Wir haben keine Zeit für Kindereien. Magst du die Geschichte übernehmen oder nicht?«

»Du glaubst also tatsächlich, ich würde für dein Drecksblatt schreiben?«

»Dann halt nicht. Ich kann auch jemand anderen fragen.«

»Ha!«, lachte Fabian laut auf. »Du hast ja gerade erklärt, dass du sonst niemanden hast.«

»Und wir wissen beide genauso gut, dass du seit Wochen nicht mehr gearbeitet hast. Also zier dich nicht!«

Fabian machte eine kurze Pause und lenkte dann ein: »Okay, ist ja gut.« Er spürte, dass er den Bogen nicht überspannen durfte. »Ich mach mich fertig und ruf dich zurück«, sagte er und drehte bereits die Beine aus dem Bett.

»Nein, nichts da!«, widersprach Walter. »Ich bin doch gar nicht im Land. Alles Weitere regelst du mit Doris, die kümmert sich während meiner Abwesenheit um alles. Ich schick dir gleich ihre Nummer.«

»Soll mir recht sein. Je weniger ich mit dir zu tun habe, desto besser.«

Fabian war bereits auf eine bissige Antwort gefasst, doch sein Gesprächspartner überraschte ihn mit einer betont sachlichen Reaktion: »Hör zu. Vermutlich kommt bei der Sache ohnehin nichts heraus, aber falls der Typ das tatsächlich durchhält, werden sich alle im Ziel auf ihn stürzen. Du musst schnell sein, schnapp ihn dir und finde heraus, was es mit ihm auf sich hat. Aber kein Geschwafel. Kurz und wüzig! Verstanden?«

»Ja, klar. Dumme Texte für dumme Leser.«

»Was hast du gesagt? Ich hab dich nicht verstanden. Die Leitung ist schlecht.«

»Nicht so wichtig. Sonst noch was?«

»Ja, nimm eine Kamera mit! Vielleicht bekommen wir so zur Abwechslung einmal ein eigenes Foto und müssen kein Agenturbild verwenden, das auch sonst jede andere Zeitung des Landes bringt.«

»Gib doch zu, dass du nur die Lizenzen sparen willst!« In der Zwischenzeit war Fabian aufgestanden, musste sich aber kurz an der Wand abstützen. Sein Kreislauf war für schnelle Bewegungen noch nicht bereit. Mit der rechten Hand hielt er das Handy an sein Ohr, während er mit der linken bereits versuchte, in ein T-Shirt zu schlüpfen, das er vom Schlafzimmerboden gefischt hatte.

»Ich kann dich kaum hören. Hast du mich verstanden?«, drängte Walter.

»Ja«, gab Fabian knapp zurück.

»Dann leg endlich los! Sonst sind die im Ziel, noch bevor du überhaupt unterwegs bist.«

»Nur eine Kleinigkeit noch!«

»Was denn?« Walter klang mittlerweile wieder deutlich genervt.

»Danke! Du schuldest mir ein Danke!«

»Ich schulde dir einen Scheiß!«, brüllte Walter. »Und jetzt leg endlich los!«

Fabian lachte unverhohlen.

»Oh mein Gott! Wie sehr ich dich hasse«, schloss Walter und legte auf.

Fünf Minuten und zwei Kopfwhehtableten später verstaute Fabian seine Kameratasche unter der Sitzbank seines Motorrollers. Kurz ging ihm der Gedanke durch den Kopf, dass er aufgrund des Restalkohols wohl noch nicht verkehrstauglich war.

Erschrocken vom Geruch seines eigenen Atems schob er das

Visier hoch. Als der Motor bereits lief, holte er ein Zigarettenpäckchen aus der Innentasche seiner Jeansjacke. Kurz zögerte er, doch dann war das Verlangen nach dem Nikotin stärker als der Ekel, der ihn überkam, als er für einen Moment an die letzte Nacht dachte. Schnell klemmte er sich eine Zigarette zwischen die Lippen, entzündete sie und ließ sofort darauf den Motor aufheulen.

Allein dem Motorgeräusch war es zu danken, dass man Fabian nicht schreien hörte. Die Zigarette hatte er bereits nach wenigen Zügen wieder ausgespuckt und seither schrie und fluchte er ohne Unterbrechung. Er war also allen Ernstes dabei, für *Von Tag zu Tag* ein Sportevent zu besuchen. Hätte ihm noch vor einem Jahr jemand gesagt, dass er einmal für dieses Kleinformat arbeiten würde, hätte er das als Beleidigung aufgefasst. Doch genau das war jetzt der Fall. Aber sei's drum, die Aufgabe war überschaubar und sollte sich rasch erledigen lassen. Ein schneller Job, der zumindest ein bisschen etwas abwerfen würde. Augen zu und durch, dachte er.

Der Fahrtwind frischte ihn ein wenig auf und auch die Tabletten begannen nun endlich zu wirken. Als er sich dem ersten Bezirk näherte, fühlte er sich bereits etwas besser. Er bemerkte die ersten Zusehergruppen und stellte den Roller in der Nähe der Oper ab. Innerlich rang er immer noch mit dieser Situation, in die er da geraten war. Noch dazu ein Sportevent! Seit Ewigkeiten hatte er nicht mehr über Sport geschrieben. Sein Metier waren Reportagen gewesen, solide recherchierte Artikel für seriöse Blätter. Er hatte regelmäßig für ein politisches Wochenmagazin und fürs Feuilleton geschrieben. Intensiv hatte er an seiner Reputation als Journalist gearbeitet und war knapp davorgestanden, es tatsächlich zu schaffen. Eine fixe Stelle schien in greifbarer Nähe, als er alles, was er sich mühsam erarbeitet

hatte, innerhalb weniger Wochen wieder verlor. Doch daran wollte er jetzt nicht denken. Er musste sich auf das konzentrieren, was vor ihm lag. Eine Sportberichterstattung. Ausgerechnet!

Seine diesbezügliche Abneigung hatte auch persönliche Gründe. Wenngleich er als Halbwüchsiger einige Saisonen in einem Ruderclub verbracht hatte, war Sport noch nie seine Sache gewesen. Über seinen jüngeren Bruder war er zum Rudern gekommen. Doch während sein athletischer Bruder bald erste Erfolge feierte, musste er die Erfahrung machen, dass er, ganz egal, wo sie ihn auch hinsteckten, immer der Schwächste im Boot war. Schon als Kind war er etwas pummelig gewesen und dafür von seinen Schulkollegen eifrig gehänselt worden. Als Konsequenz hatte er Sport kurzerhand aus seinem Leben verbannt und sich seine Leibesfülle bewahrt.

Der Standort war gut gewählt, denn seine Einschätzung des Fortgangs des Marathons erwies sich als richtig. Die Zuschauer befanden sich bereits in Erwartung der ersten Läufer. Er positionierte sich so, dass er einen weiten Abschnitt der breiten Ringstraße überblicken konnte, und holte seine Kamera hervor. Bereits nach wenigen Minuten erschien das Pace Car und kam rasch näher. Unmittelbar dahinter lief die aus drei Männern bestehende Spitzengruppe. Fabian war geradezu überrumpelt. Als die Läufer an ihm vorbeizogen, ging das so schnell, dass er nur unbeholfen ein paarmal auf den Auslöser drücken konnte. Dann waren die drei sehnigen Männer auch schon wieder hinter der nächsten Kurve verschwunden und zogen an der Seccession vorbei in Richtung Westen. Das Tempo, das die Gruppe sich abverlangte, war so hoch, dass Fabian wohl nicht einmal auf einem Fahrrad hätte mithalten können. Er hatte aber keine Zeit, seiner Überraschung nachzufühlen, denn er musste schleunigst überlegen, wo er der Gruppe erneut auflauern könnte. Er verstaute die Kamera und fand zum

Glück bald ein Hinweisschild mit Informationen zur Streckenführung. Er beschloss, in Richtung Westbahnhof zu fahren, wo die Läufer in etwa einer halben Stunde auftauchen müssten. Wenn er die Strecke in einer Viertelstunde bewältigte, sollte ihm noch genug Zeit bleiben, sich so einzurichten, dass er diesmal etwas mehr mitbekommen würde. Als er wieder auf seinem Roller saß, ignorierte er das Gefühl der Erschöpfung, das ihm tief im Körper steckte, und versuchte sich stattdessen an das zu erinnern, was er gerade gesehen hatte. Obwohl alles sehr schnell gegangen war, glaubte Fabian dennoch, den Überraschungsläufer erkannt zu haben. Er war an dritter Position gelaufen und vor allem an seinem untypischen Outfit zu erkennen. Alle drei Läufer waren Afrikaner von ähnlicher Statur, doch einer stach heraus, da er anstelle des typischen ärmellosen Shirts aus glänzendem Funktionsstoff ein ganz gewöhnliches weißes T-Shirt trug.

Am Westbahnhof angekommen, fand er einen leicht erhöhten Standpunkt, der ihm ein weites Blickfeld eröffnete. Diesmal lief alles glatt. Nicht nur, dass Fabian einige Aufnahmen gelangen, er konnte sich nun auch genauer auf die drei Läufer konzentrieren. Ihre Positionen waren unverändert. Die beiden Profis voran, dann mit geringem Abstand der Mann im weißen T-Shirt. Fabian betrachtete den Läufer aufmerksam. Es war faszinierend. Der Mann hatte nun schon etliche Kilometer in den Beinen, doch es schien immer noch, als würde ihn die Leistung, die er sich abverlangte, keinerlei Anstrengung kosten. Mit großer Leichtigkeit lief er seinen beiden Kollegen, die dabei weitaus verbissener wirkten, hinterher. Locker setzte er einen Schritt vor den anderen. Es war eine gleichmäßig wiegende Bewegung, als befände sich der Mann in einem höheren Stadium körperlicher Harmonie, weit weg von den Qualen eines Leistungssports.

Fabian ließ die Kamera sinken und blickte den Läufern für ein paar Sekunden nach. Ihr Abstand zum Hauptfeld war so groß, dass die weiteren Teilnehmer erst auftauchten, als er bereits wieder auf seinen Roller stieg. Zügig fuhr er nun in Richtung Prater, wo er der Spitzengruppe noch einmal auflauern wollte. Auf der Hauptallee, jener vier Kilometer langen Promenade, die den riesigen Park in der Mitte durchschneidet, positionierte er sich ganz im Endbereich, in unmittelbarer Nähe des Lusthauses. An diesem abgelegenen Punkt gab es nicht ganz so viele Zuseher wie entlang der Allee, was es Fabian erlaubte, sich so in Stellung zu bringen, dass er die Läufer schon aus weiter Entfernung die lange Gerade herankommen sehen würde. Diesmal wollte er einige Frontalaufnahmen versuchen. Zügig montierte er ein Teleobjektiv und blickte gerade das erste Mal durch den Sucher, als in der Ferne bereits die Spitzengruppe erschien. Doch als die Läufer ein wenig näher gekommen waren, erkannte Fabian, dass der Mann im weißen T-Shirt fehlte. Die Läufer waren für brauchbare Aufnahmen noch zu weit entfernt und er dachte kurz an die Möglichkeit einer optischen Täuschung. Als wäre der dritte Mann aufgrund der frontalen Perspektive von den beiden anderen verdeckt. Doch als er die Kamera absetzte und sich aufrichtete, erkannte er, dass da tatsächlich nur noch die beiden Profis liefen. Fabian stieß einen Fluch aus und hob die Kamera wieder an. Genau in diesem Moment erschien nun auch der Mann im weißen T-Shirt auf der Bildfläche. Als Fabian ihn durch das Teleobjektiv sah, merkte er sofort, dass etwas nicht stimmte. Die Bewegungen des Läufers, wenngleich nur schemenhaft zu erkennen, hatten sich geändert, wirkten plötzlich weniger harmonisch und seltsam unrund. Als der Mann näher kam, war zu erkennen, dass er leicht hinkte. Doch da war noch etwas anderes, das Fabians Aufmerksamkeit fesselte. Der Mann führte wiederholt einen

Gegenstand an den Mund, den er in der linken Hand hielt. Fabian dachte zuerst an irgendeine Sportnahrung, doch als der Mann die Bewegung wiederholte, erkannte er, dass er nicht davon abbiss, sondern den Gegenstand küsste. Zweimal hintereinander berührte er ihn mit den Lippen und ließ die Hand dann wieder sinken. Eine rituelle Geste, wie von Gläubigen, die ein Kreuz oder ein Amulett küssen, um Schutz oder Hilfe zu erbeten.

Fabian blickte dem Läufer gebannt nach und bemerkte, dass es das linke Bein war, das ihm zu schaffen machte. Immer wenn er es aufsetzte, sank er mit der linken Hüfte kaum merklich ein. Fabian wusste, dass er sich nun beeilen musste. In wenigen Minuten würden die Läufer über die Praterstraße und den Ring zurück zum Heldenplatz gelangen, wo der Zieleinlauf bevorstand. In dem Durcheinander, das dort herrschte, könnte er den Mann leicht aus den Augen verlieren. Er musste früh genug vor Ort sein. Er hatte Feuer gefangen und wollte sich die Geschichte nicht mehr entgehen lassen. Was war mit diesem Läufer geschehen, dass er seinen Vorsprung, den er eben noch mit solcher Leichtigkeit gehalten hatte, nun zunehmend verlor? Und was war das für ein rätselhafter Gegenstand, an dem er sich da emotional festzuhalten schien?

Aus Angst, zu spät zu kommen und den Läufer im Getümmel des Zieleinlaufs zu verpassen, fluchte er nun wieder laut vor sich hin. Doch diesmal war es ein positives Fluchen, das ihm den Antrieb verlieh, den sein müder und verkaterter Körper so dringend brauchte.

Da Heldenplatz und Ringstraße für den Verkehr gesperrt waren, musste Fabian seinen Roller in einiger Entfernung parken. Als er endlich im Zielbereich ankam, war er vollkommen verschwitzt und fand sich kaum zurecht. Waren die Zuschauer entlang des Streckenverlaufs schon zahlreich gewesen, tum-

melten sich hier nun wahre Menschenmassen. Zuseher, Journalisten und Mitarbeiter in grellbunten T-Shirts füllten die weite Fläche zwischen Ringstraße und Hofburg. Dazwischen immer wieder Leute, die Werbematerial oder Proben von Sportnahrung verteilten. Es war ein heillooses Durcheinander. Schließlich schaffte Fabian es, sich gerade noch rechtzeitig in der Nähe des Zielbereichs zu positionieren und das Geschehen mehr schlecht als recht zu überblicken. Aber im Grunde war es auch egal. Die Chancen standen ohnehin schlecht, dass es der Überraschungsläufer auf den letzten Kilometern wieder geschafft hatte, sich an die Spitze heranzulaufen. Damit stand die ganze Geschichte infrage. Doch Fabian schob den Gedanken zur Seite, hatte er doch längst ein persönliches Interesse entwickelt. Er wollte den Mann sehen und mit ihm sprechen. Das ungewöhnliche Verhalten des Mannes musste einfach einen Hintergrund haben. Fabian spürte, dass es sich bei ihm nicht einfach um einen x-beliebigen Läufer handelte.

Dann war es auch schon so weit. Die beiden Spitzenläufer bogen unter den Anfeuerungsrufen der Zuschauer in den Heldenplatz ein und durchmaßten in wenigen Sekunden die letzten Meter bis zur Ziellinie. Mit einigem Abstand kamen schubweise die nächsten kleinen Grüppchen Läufer an. Von dem Mann im weißen T-Shirt war nichts zu sehen. Fabian wartete noch eine knappe Viertelstunde. Von Minute zu Minute sank seine Hoffnung. Schließlich musste er sich eingestehen, dass es sinnlos war. Der Mann musste abgebrochen haben. Wieder stieß Fabian einen Fluch aus. Wie würde es jetzt weitergehen? Wie konnte er dennoch an den Mann herankommen? Und hatte die Redaktion nun überhaupt noch Interesse an der Geschichte? Fabian beschloss, einen ruhigeren Ort zum Telefonieren aufzusuchen und die von Walter erwähnte Kollegin zu kontaktieren. Er schob sich für ein paar Minuten die

vollkommen überfüllte Ringstraße entlang und ließ sich dann auf einer Bank im nahe gelegenen Rathauspark nieder. Hier ging es etwas leiser zu und nach ein paar Minuten war auch er selbst wieder zur Ruhe gekommen. Er holte sein Mobiltelefon hervor und suchte nach der Nummer. Nur einen Augenblick später sprach er bereits mit Walters Assistentin und legte ihr kurz dar, was in den letzten zwei Stunden geschehen war. Für die Frau war der Fall klar. »Na, das war dann wohl nichts«, sagte sie, und ihr trockener Tonfall ließ auf ein bemerkenswertes Desinteresse schließen. »Zum Glück haben wir ja die vorbereitete Geschichte«, fügte sie hinzu und schien auch schon wieder auflegen zu wollen.

»Das heißt also, Sie wollen den Mann gar nicht erwähnen?« Fabian war klar, dass die Sache ihren Sensationswert verloren hatte, er war von der nüchternen Reaktion aber dennoch überrascht. Die Frau brauchte ein wenig, bis sie merklich irritiert antwortete. »Was sollen wir Ihrer Meinung nach denn bringen? Dass jemand anderer auch schnell gelaufen ist, dann aber doch nicht gut genug war? Wo ist da bitte der Nachrichtenwert?«

»Dass dieser Jemand als komplett Unbekannter über eine beachtliche Distanz eine weltrekordverdächtige Zeit gelaufen ist zum Beispiel?« Fabian musste auf seinen Tonfall achten. Er wusste, dass er in einer Verfassung war, in der er rasch aufbrausend werden könnte. Er gab sich große Mühe, höflich zu bleiben.

»Und wer ist dieser Jemand?«, fragte die Frau knapp.

»Das weiß ich noch nicht.«

»Verstehe! Was wäre denn Ihre Ausgangsposition für eine spannende Geschichte?«

Fabian war sich nicht sicher, ob er sich den beißenden Unterton nur einbildete. »Ich kann versuchen herauszufinden, was es mit dem Mann auf sich hat, und dann könnten wir

dem Artikel ja zumindest etwas hinzufügen«, schlug er bemüht sachlich vor.

Die Frau schien ihm gar nicht zugehört zu haben. »Also noch einmal danke für Ihre Bemühungen«, sagte sie knapp.

»Ich habe auch ein paar Aufnahmen gemacht«, blieb Fabian hartnäckig.

Wieder antwortete sein Gegenüber nicht gleich, doch man konnte hören, wie die Frau genervt ausatmete. »Hören Sie«, sagte sie schließlich. »Unsere Leser interessieren sich für Sensationen. Allerdings für solche, die auch tatsächlich stattgefunden haben. Nicht für solche, die beinahe stattgefunden hätten.«

Das war zu viel. Fabian vergaß sich. »Ihre Zeitung bläst doch jeden Furz zu einer Sensation auf. Walter hat mich extra aus dem Urlaub angerufen, damit ich mich um die Sache kümmerge.«

Die Frau antwortete scharf: »Ich darf Sie daran erinnern, dass während Herrn Feldners Abwesenheit alle relevanten Entscheidungen von mir getroffen werden.« Es war zu spüren, dass sie diese Worte vor allem gesprochen hatte, um auf Fabians Untergriff zu reagieren. Offensichtlich konnte die Frau Fabians Verhältnis zu ihrem Chef nicht einschätzen, was sie vorsichtig werden ließ. Zwar zweifelte Fabian selbst daran, dass dieser Idiot von Walter nun noch Interesse an der Geschichte hätte, doch das konnte die Frau nicht wissen. »Sie haben bis fünf Uhr Zeit, Informationen zu ergänzen. Wenn Sie etwas Relevantes herausfinden, melden Sie sich. Fünf Uhr, keine Minute später.«

»Ist gut«, sagte Fabian und legte ohne ein weiteres Wort auf. Er blickte auf seine Armbanduhr. Es war kurz nach zwölf. Vorsichtig legte er das Mobiltelefon neben sich auf die Parkbank und richtete den Blick in den wolkenlosen Himmel. Selbst für einen klaren Frühlingstag war es viel zu heiß. Nur am niedri-

gen Stand der Sonne war zu erkennen, dass noch nicht Hochsommer war. Er zog die Augen zu zwei schmalen Schlitzten zusammen und ließ die Welt um sich herum verschwinden. Er träumte sich ganz weit weg, in die Berge, ans Meer, irgendwohin, wo es ruhig war. Schließlich zog er die Lider ganz zu und dachte an den letzten Strandurlaub mit seiner Familie. Er sah seinen Sohn, der vor ihm im Sand spielte, und Frieda neben sich, die über einer Zeitschrift eingeschlafen war. Es war ihm beinahe, als hörte er das Rauschen des Meeres. Für ein paar Sekunden war alles gut. Dann riss er die Augen wieder auf.

Entschlossen erhob er sich und blickte sich um. Ihm wurde klar, dass er nicht die geringste Ahnung hatte, was nun als Nächstes zu tun wäre. An einem Kiosk besorgte er sich eine große Flasche Mineralwasser und trank sie in einem Zug beinahe vollständig aus. Dann zündete er sich eine Zigarette an und ließ sich erneut auf einer Parkbank nieder. Dabei dachte er alle Möglichkeiten durch, die sich ihm nun boten. Als er den Zigarettenstummel auf dem Boden vor sich ausge-drückt hatte, schloss er noch einmal kurz die Augen. In den letzten Wochen war sein Leben komplett aus der Bahn geraten. Wirklich gut war es ihm auch schon davor nicht gegangen, doch die letzte Zeit hatte ihn alle Vorsätze, die er sich nach der Trennung von Frieda auferlegt hatte, vollends vergessen lassen. Keine Spur von der Besserung, die er ihr immer wieder geschworen hatte. Kein Hauch von der Disziplin, die er sich selbst auferlegt hatte. Er war weit davon entfernt, wieder Fuß zu fassen und das zurückzugewinnen, was er aus eigener Schuld verloren hatte. Stattdessen reihte sich ein sinnloser Exzess an den nächsten und er stolperte von einer langen Nacht in den nächsten verkaterten Tag. Dazu immer wieder derselbe Schwur, den er sich in der Früh, oder wann auch immer er sich mit einem brummenden Schädel auffraffe, aufs Neue gab:

Ab sofort würde endlich alles anders werden! Und nun war mit einem Mal tatsächlich alles anders. Vielleicht hatte ihm ja nur das gefehlt. Ein Auftrag, eine Aufgabe. Irgendetwas, das ihm den notwendigen Halt gab, um sich selbst aus diesem Sumpf zu ziehen, in dem er immer tiefer zu versinken drohte. Und wenn es nur ein lächerlicher Artikel über eine verdammte Sportveranstaltung war!

Mit neu gewonnener Entschlossenheit schlug er die Augen auf und leerte die Mineralwasserflasche. Dann hob er die Kamera an und sah die Aufnahmen durch. Fabian wählte eines der Fotos, die er aus geringer Entfernung hatte machen können aus und zoomte so weit wie möglich an die linke Hand des Läufers heran. Es war deutlich zu erkennen, dass der Mann etwas in der geschlossenen Faust hielt, aber es ließ sich nicht ausmachen was.

Fabian schüttelte den Kopf, zoomte wieder aus dem Bild heraus und merkte sich die Startnummer. Einen Augenblick später hatte er mit seinem Smartphone eine Website gefunden, die es erlaubte, die schier endlose Ergebnisliste nach Startnummern zu durchsuchen. Nachdem er die Nummer eingegeben hatte, erschienen auf dem Display der damit verbundene Name und die erfassten Durchlaufzeiten. »Immerhin ein Anfang«, dachte Fabian als er die Zeiten durchscrollte, die ihm allerdings nicht das Geringste verrieten. Er verstand schlicht und einfach zu wenig vom Laufsport, als dass er sich daraus irgendein Urteil hätte bilden können. Also ging er zurück zum Seitenanfang und prägte sich den Namen ein: Bumble Gassam. Was war das für ein ungewöhnlicher Name? »Mal sehen, ob uns das weiterbringt«, murmelte er und erhob sich, um in Richtung Heldenplatz zurückzugehen.

Als er wieder im Zielbereich ankam, hatte sich der Rummel bereits etwas gelegt. Immer noch trafen vereinzelt Läufer ein

und immer noch trieben sich einige Schaulustige herum, doch man erkannte bereits, dass die Veranstaltung am Abklingen war. Fabian ging auf das Pressezelt zu. Er hatte Glück, denn der Zugang wurde nun nicht mehr kontrolliert. Im Inneren des Zeltes herrschte eine entspannte Atmosphäre. Die meisten Journalisten waren bereits abgezogen, einige Mitarbeiter des Pressebüros standen scherzend im Kreis, andere hatten damit begonnen, Arbeitsgeräte und Unterlagen in Schachteln zu verstauen. Fabian erkundigte sich nach einem Ansprechpartner und wurde an einen strohblonden, nicht mehr ganz jungen Mann verwiesen, der so athletisch wirkte, dass er den Leistungssport wohl auch aus eigener Erfahrung kannte. Als Fabian sich ohne Umschweife nach dem Überraschungsläufer erkundigte, wusste der Mann sofort Bescheid. »Unser heuriges Laufwunder. Und ob uns der aufgefallen ist! Beachtliche Leistung!«

»Können Sie mir etwas über den Mann erzählen?«

»Tja, was soll ich Ihnen sagen? Klarer Fall von Selbstüberschätzung. Das kommt unter Amateuren häufig vor.«

»Wie genau meinen Sie das?« Fabian war irritiert.

»Verstehen Sie mich nicht falsch«, sagte der Mann beschwichtigend. »Aber das erleben wir immer wieder, dass sich so ein Mächtegernprofi überschätzt.«

»Also für einen Mächtegernprofi war das wohl ein bisschen viel, finden Sie nicht?«, wandte Fabian ein.

»Gut, gut. Ich gebe ja zu, dass es etwas mehr war als das, was diese Amateure sonst so zustande bringen. Wir haben den Fall hier auch bereits diskutiert. Im Endeffekt sind wir uns aber alle einig: Es war die übliche Selbstüberschätzung. Die Typen powern sich aus, glauben schon, sie hätten eine Chance, und müssen dann doch irgendwann ausgebrannt aufgeben.« Der Mann war sich seiner Sache sicher, sprach mit Enthusiasmus und gestikulierte dazu eifrig. Fabian mochte diesen

Typen nicht und hatte große Lust, das Gespräch rasch wieder zu beenden. Knapp erkundigte er sich nach den Kontaktdaten. Der Mann winkte eine junge Mitarbeiterin herbei und bat sie in einer Weise, von der sich Fabian nicht sicher war, ob sie einfach nur blöd oder schon sexistisch war, darum, ihm weiterzuhelfen. »Sportlercharme«, murmelte Fabian anstelle eines Dankes und folgte der Kollegin, die auf den Kommentar ihres selbstgefälligen Kollegen in keiner Weise reagierte.

Die junge Frau trug ebenfalls ein buntes Crew-T-Shirt, hob sich aber durch ihre zurückhaltende Art angenehm von dem schreiend grellen Ambiente ab, das die gesamte Veranstaltung dominierte. Wortlos zog sie einen Laptop heran, klappte das Gerät auf und wandte sich Fabian zu: »Also, womit kann ich behilflich sein?«

»Ich bräuchte Informationen über einen Läufer, den ich gerne wegen eines Interviews kontaktieren würde.«

»Haben Sie einen Namen oder die Startnummer?«, fragte die Frau und richtete ihren Blick bereits auf den Bildschirm. Fabian sagte die Kombination aus Buchstaben und Ziffern auf.

Die Frau hob ihren Blick wieder und reagierte mit einem Kopfschütteln. »Da werden wir leider kein Glück haben.«

Fabian sah sie fragend an.

»Es handelt sich um eine Nachnennung. Das erkennt man an der Buchstabenfolge«, erklärte die Frau sachlich.

»Und das heißt?«

»Das heißt, dass der Mann sich erst unmittelbar vor dem Start angemeldet hat. Im Computer scheinen aber nur die Daten jener Teilnehmer auf, die sich vorab registriert haben.«

»Sie verfügen also über keinerlei Daten des Läufers?«

»Doch, allerdings nur in Form eines Formulars, das die Läufer bei der Nachnennung händisch ausfüllen müssen.«

»Und lässt sich dieses Formular finden?«

Die Frau dachte für einen Moment nach. »Wir haben die Unterlagen vielleicht noch hier«, sagte sie schließlich. »Lassen Sie mich kurz nachfragen.« Kaum hatte sie fertig gesprochen, war sie auch schon verschwunden. Fabian blickte nervös auf seine Armbanduhr. »Sie haben Glück, wir haben die Unterlagen noch hier. Die Suche wird aber etwas dauern, denn es sind eine ganze Menge Formulare.« Kaum hatte sie ihren Satz beendet, erschienen auch schon zwei weitere Crew-Mitglieder mit jeweils einem dicken Papierbündel. Der erste der Männer ließ seinen Stoß mit einem lauten Krach auf den Tisch fallen, der zweite stellte sein Paket etwas vorsichtiger ab.

»Wir könnten gemeinsam suchen. Jeder einen Stapel«, schlug Fabian vor und deutete mit dem Kopf in Richtung der Unterlagen.

»Das geht leider nicht«, winkte die Frau ab. »Es handelt sich um vertrauliche Daten, die wir nicht weitergeben dürfen. Sie müssen also warten, bis ich mich alleine durchgearbeitet habe.«

»Was soll denn daran vertraulich sein?«, wandte Fabian überrascht ein. »Die Leute haben sich für einen Marathon angemeldet. Das sind doch keine Geheimdienstinformationen.«

»Nun, wir sind dazu angehalten, nur die von den Teilnehmern ausdrücklich angeführten Kontaktdaten weiterzugeben. Auf dem Formular werden aber auch andere Daten erfasst. Anschrift, Notfallnummern, chronische Krankheiten. Solche Dinge eben.«

Fabian war die ruhige und kompetente Frau sympathisch. Auch deshalb wollte er das ihm lächerlich erscheinende Problem ohne Streit lösen. »Hören Sie«, begann er und bemühte sich um seinen freundlichsten Tonfall. »Der Mann, nach dem ich suche, ist eine über eine weite Distanz eine sensationelle Zeit gelaufen. Einfach so. Ich bin mir sicher, er hat diese Leistung erbracht, damit sie anerkannt wird. Und auch wenn er

es nicht durchgehalten hat, würde er sich dennoch sicher über eine Würdigung freuen.«

Die Frau schwieg, hörte Fabian aber aufmerksam zu. Ihr Gesichtsausdruck ließ keine Regung erkennen.

»Ich habe bis siebzehn Uhr Zeit, etwas über den Mann zu erfahren. Wenn ich das nicht schaffe, war seine Anstrengung vergeblich. Lassen Sie mich Ihnen behilflich sein. Ich verspreche auch, alle anderen Informationen zu ignorieren.«

Die Mitarbeiterin hielt Fabians Blick stand, drehte sich dann wortlos zu den beiden Papierstößen und schob einen davon in seine Richtung. »Dann sollten wir uns beeilen«, sagte sie und begann damit, die Formulare durchzublätern.

»Danke«, sagte Fabian leise und tat es ihr gleich.

Es war bereits eine gute halbe Stunde vergangen, als Fabian das Formular mit der betreffenden Startnummer entdeckte. »Voilà!«, rief er und fischte den Bogen aus dem dicken Stapel. »Da haben wir ja unser Laufwunder!«

Doch die Freude war nur von kurzer Dauer. Sofort sah er, dass das Feld für Kontaktdaten nicht ausgefüllt war. Auch die meisten anderen Felder waren leer. Lediglich der Name und ein Geburtsdatum waren angeführt, wobei allerdings der Nachname recht unleserlich geschrieben war und möglicherweise auch ganz anders lauten konnte. Vermerkt war außerdem noch eine Telefonnummer für Notfälle, die allerdings zu den privaten und damit vertraulichen Daten zählte.

»Wie gibt es denn so etwas?«, fragte Fabian enttäuscht.

Die Mitarbeiterin nahm das Formular und legte es vor sich auf den Tisch. »Bei den Nachnennungen muss alles sehr flott gehen. Da wird nicht so genau hingesehen. Außerdem ist nicht ganz klar, welche Informationen wir zwingend einholen dürfen. Wenn jemand einfach nicht mehr als die wichtigsten Da-

ten angibt, dann können wir auch nichts machen. Wir bestehen nur auf Namen, Geburtsdatum und einer Telefonnummer für Notfälle.«

Fabian schüttelte den Kopf. »Ich verstehe das alles nicht«, sagte er leise.

»Das passt doch nicht zusammen. Da macht jemand kaum Angaben, läuft dann aber eine derartige Zeit. Was hat das denn für einen Sinn?

»Na ja. So ist es ja auch wieder nicht«, konterte die Frau, die ebenfalls Interesse an dem Fall zu entwickeln schien. »Es ist ihm eben etwas dazwischengekommen. Hätte er durchgehalten, dann hätten sich die Kameras im Ziel ja ohnehin sofort auf ihn gestürzt. Entweder hat er nicht damit gerechnet, es nicht durchzustehen, oder ...« Die Frau ließ den Satz in der Luft hängen.

»... oder er wollte nur in dem Fall, dass er es auch tatsächlich durchhält, sichtbar werden«, sprach Fabian weiter.

»Das wäre eine mögliche Erklärung. Allerdings eine, die mich dazu veranlassen sollte, Ihnen auf keinen Fall weitere Daten zu geben.«

»Das brauchen Sie auch gar nicht«, sagte Fabian. Diesmal war es die Frau, die fragend blickte.

»Ich habe die Notrufnummer längst gesehen. Sie ist falsch.«
»Zählen Sie die Ziffern! Es ist eine inländische Mobilnummer mit zehn Stellen. So etwas gibt es aber nicht, denn inklusive Betreibervorwahl müssen es immer mindestens elf Stellen sein.«

»Was bedeutet das?«, fragte die Frau ehrlich überrascht.

»Keine Ahnung«, erwiderte Fabian, »aber ich werde immer neugieriger.«

Fabian verließ das Pressezelt und eilte zurück zu seinem Motorroller. Er war in der Sache zwar einen Schritt weitergekommen, doch war es keiner, der seine Position gegenüber

der skeptischen Redakteurin, die ihm nach dem telefonischen Schlagabtausch sicher nicht besonders wohlwollend gesinnt war, stärken würde. Fabian beschloss, die Flucht nach vorne anzutreten. Die *Von-Tag-zu-Tag*-Redaktion befand sich am Karlsplatz und damit in direkter Nähe. Mit seinem Roller wäre er in wenigen Minuten dort. Er war sich nicht sicher, ob er mit seiner Einschätzung richtiglag, doch er hoffte darauf, seine Position durch eine persönliche Vorsprache zu verbessern.

Kurz später parkte er seinen Roller in der Nähe des Redaktionsgebäudes. »Dass ich jemals durch diese Tür gehen würde ...«, sagte er leise, als er die gläserne Drehtür anstieß und sich schnell, so, als ob es dann weniger real wäre, hindurchschob. Im Inneren des Gebäudes empfing ihn leise Fahrstuhl-musik und nach wenigen Schritten stand er einer Empfangsdame gegenüber.

Fabian wollte gerade die diensthabende Redakteurin verlangen, als er bemerkte, dass er lediglich ihren Vornamen kannte. Nach kurzem Zögern verlangte er schlicht den CvD und verwies auf die Marathonberichterstattung. Die Empfangsdame nahm den Hörer vom Telefon und drückte lächelnd eine einzige Taste. Nach wenigen Worten, die Fabian nicht genau verstand, wandte sie sich ihm wieder zu: »Sechster Stock, Sie werden erwartet.«

Die verspiegelte Rückwand des Aufzugs konfrontierte Fabian mit seinem äußerst zweifelhaften Erscheinungsbild. Er sah weniger aus wie ein Journalist als der letzte Überlebende einer viel zu langen und viel zu wilden Nacht. Sein fettes, zerrauftes Haar, der Fünftagebart und die dunklen Augenringe passten perfekt zu dem ausgewaschenen T-Shirt, das unter den Armen deutliche Schweißflecken aufwies. Schnell zog er wieder seine Jeansjacke über. So gelang es ihm zumindest, das verschmutzte T-Shirt ein wenig zu kaschieren. Er wusste, dass die Frau, die

er gleich treffe würde, so etwas wie Walters rechte Hand war und bei *Von Tag zu Tag* großen Einfluss hatte. Begegnet war er ihr bisher aber noch nie. Er spürte, wie er mit einem Mal ungewöhnlich nervös wurde. Hektisch strich er sich das zerzauste Haar glatt und wischte sich mit einem Jackenärmel die Schweißperlen von der Stirn. Ein Signalton ließ ihn erschrocken herumfahren. Die Fahrstuhltür öffnete sich und keine zwei Meter vor Fabian stand eine Frau, in der er die Redakteurin zu erkennen glaubte: stilvoll gekleidet, zurückhaltend geschminkt und mit natürlich dunklem Haar, in dem vereinzelt erste weiße Strähnen zu erkennen waren. Selbstbewusst reichte sie Fabian die Hand und stellte sich unterkühlt vor: »Guten Tag, Eiblinger. Wir haben telefoniert, nehme ich an?«

»Ganz genau. Angenehm, Krieger«, reagierte Fabian und wollte gerade mit einer Erklärung beginnen, als die Frau ihm zuvorkam. »Sie hätten sich nicht extra herbemühen müssen. Ein Anruf hätte vollkommen genügt.«

»Nun, da ich nun aber schon einmal hier bin, kann ich Ihnen ja kurz persönlich darlegen, was es Neues gibt.« Fabian war bemüht, die ihm dargebrachte Begrüßung zu überspielen und gleich zur Sache zu kommen. Wie er der Frau die praktisch nicht vorhandene Geschichte verkaufen sollte, darüber hatte er sich allerdings noch keine Gedanken gemacht.

»Also?«, sagte Eiblinger und zog dabei eine Augenbraue in der Art hoch, wie es Lehrerinnen tun, die davon überzeugt sind, dass ihre Prüflinge die gestellte Aufgabe nicht lösen werden.

»Die Sache ist bemerkenswert«, begann Fabian. »Ich habe herausfinden können, dass der Läufer, der lange eine absolute Spitzenzeit gelaufen ist, eine Mensch mit einer spannenden Geschichte sein muss. Eine Geschichte, die ich allerdings erst recherchieren muss.« Fabian machte eine kleine Pause und

versuchte, im Gesicht seines Gegenübers etwas zu erkennen. Allein, das war komplett unmöglich. Doris Eiblinger hatte keine Miene verzogen, ihr Gesicht war wie versteinert. Sogar die linke Braue war noch immer leicht hochgezogen.

»Ich würde also vorschlagen«, fuhr Fabian fort, »dass wir im heutigen Artikel nur eine kleine Ergänzung, einen ersten Hinweis auf den Mann einflechten, um das Thema einzuführen und die Leser neugierig zu machen. Sobald ich aber etwas mehr herausgefunden habe, können wir dann eine längere Geschichte liefern.«

»Ich sehe, Sie haben sich auch schon die langfristige Planung überlegt«, sagte die Frau, nun deutlich sarkastisch, während sich ihre Gesichtszüge entspannten und die Braue endlich wieder auf Normalhöhe sank. Fabian wusste nicht weiter und zögerte. Schließlich versuchte er, auf Nummer sicher zu gehen, und entschied sich für Unterwürfigkeit. »Das würde ich mir nicht anmaßen«, sagte er und war ein wenig überrascht, dass es ihm gelungen war, es ehrlich klingen zu lassen. »Es war lediglich so eine Idee, die auf den Umständen der Informationslage beruht. Aber selbstverständlich ist das alles Ihre Entscheidung.«

Doris Eiblinger ließ sich äußerlich nichts anmerken, doch der verbindliche Kommentar schien seine Wirkung nicht zu verfehlen. »In diesem Büro finden Sie unseren diensthabenden Kollegen«, sagte sie und deutete mit der linken Hand kaum merkbar in Richtung einer Glastür. »Sie können dem Artikel ein paar Zeilen hinzufügen. Der Kollege weiß, wie viel Platz er hat. Dann können Sie gehen. Wir werden später dann entscheiden, ob wir ihn so bringen oder doch lieber in der ursprünglichen Version.«

»Gut«, stimmte Fabian zu und blickte die Frau offen an. »Wissen Sie«, sagte er, »mir ist klar, dass das, was wir bisher haben, noch nicht viel Information für eine Geschichte ist.

Aber ich habe konkreten Anlass zu vermuten, dass hinter dieser Episode viel mehr steckt.«

»Nun, wir werden sehen«, erwiderte die Frau nüchtern.

»Danke«, sagte Fabian und hatte bereits ein paar Schritte auf das Büro zu gemacht, als er noch einmal innehielt. »Noch eine Sache«, sagte er, öffnete seine Kameratasche und wandte sich um. Seine Gesprächspartnerin hatte sich keinen Millimeter bewegt.

»Ich habe auch Aufnahmen gemacht ...«

»Wir bringen ein Agenturfoto vom Zieleinlauf«, schnitt Eiblinger Fabian entschlossen das Wort ab, und es bestand nicht der geringste Zweifel daran, dass sie es bei dieser Entscheidung belassen würde.

»Aber Walter hat mich extra darum gebeten«, hob Fabian erneut an. Doch auch diesmal fiel ihm die Frau wieder ins Wort. »Ich habe in der Zwischenzeit mit Herrn Feldner gesprochen und kann Ihnen versichern, dass auch er kein besonderes Interesse an dieser Geschichte hegt.«

Fabian fühlte sich ertappt. Wenn sie tatsächlich mit Walter telefoniert und ihm von ihrem Gespräch berichtet hatte, war es gut möglich, dass dieser seinerseits mit seiner Meinung über ihn nicht hinter dem Berg gehalten hatte. Dann allerdings war es bereits eine Überraschung, dass die Frau ihn überhaupt empfangen hatte. Fabian spürte, dass es besser wäre, die Situation nicht wegen eines Fotos überzustrapazieren und verschloss die Kameratasche wieder. »Dann vielleicht für den Folgeartikel«, sagte er kleinlaut und betrat das Büro.

Als Fabian gegen Abend zu Hause ankam, war er mehr als zehn Stunden unterwegs gewesen. Gemessen daran, dass er den Tag schlimm verkatert und fast ohne Schlaf begonnen hatte, war das eine beachtliche Leistung. Immerhin hatte er

es davor wochenlang kaum geschafft, auch nur die simpelsten Alltäglichkeiten zu erledigen. Aus dem Gefühl heraus, dass es das einzig Richtige wäre, ging er sofort ins Schlafzimmer. Für einen Moment spielte er mit der Idee, zu duschen und etwas zu essen, doch dann erschien ihm der Gedanke an Körperpflege zweitrangig und die Chancen, in seiner Küche etwas Essbares aufzutreiben, das dann auch genießbar wäre, waren ohnehin gering. Also ließ er sich aufs Bett fallen, schloss die Augen und wartete auf den Schlaf, von dem er dachte, dass er ihn sich verdient hätte. Aber der Schlaf wollte nicht kommen. Wie in einer Endlosschleife durchliefen seine Gedanken immer wieder das Erlebte: Walters überraschender Anruf, die Fahrten auf dem Roller, der Läufer im weißen T-Shirt, die Diskussionen mit Doris Eiblinger. Sein müdes Hirn wollte einfach nicht zur Ruhe kommen. Dabei wusste er nicht einmal, ob der Artikel überhaupt in der Form erscheinen würde, die er vorgeschlagen hatte. Vielleicht hatten sie es sich in der Redaktion ja doch noch anders überlegt und seine Ergänzungen einfach wieder gestrichen. Fabian dachte darüber nach, warum er sich so stark in den Fall verbissen hatte. Nüchtern betrachtet waren alle Einwände berechtigt. Was hatte er denn schon herausgefunden? Dass ein unbekannter Mann afrikanischer Herkunft überraschend schnell laufen konnte? Sensation war das nun wirklich keine. Konnte es sein, dass er sich nur deshalb so stark dafür machte, weil er darin vor allem die Möglichkeit sah, endlich wieder aus der Misere auszubrechen, die sein Leben so schonungslos ergriffen hatte? War es vielleicht nur ein Strohalm, an den er sich da klammerte? Und war es nicht mehr als absurd, zu glauben, dass ein derartiges Mini-Engagement bei *Von Tag zu Tag* irgendetwas bringen könnte? Fabian gestand sich ein, dass diese Zweifel alle begründet waren, doch gab es da dennoch etwas, das ihn an die Sache glauben ließ. Ein Gefühl,

das er nicht beschreiben konnte und für das es im Grunde auch keine Erklärung gab, von dem er aber wusste, dass es nicht unbegründet war. Was er gesehen hatte, ließ ihn einfach nicht mehr los. Die hingebungsvolle Art zu laufen und der rätselhafte Gegenstand, den der Mann bei sich getragen und geküsst hatte, gingen Fabian nicht mehr aus dem Kopf. Und warum hatte der Mann bei der Nennung keinerlei Angaben gemacht? Und schließlich der Name? Hatte es überhaupt Sinn, nach einem Bumble Gassam zu suchen, oder war der Name nur erfunden?

Fabian wälzte sich ruhelos von einer Seite auf die andere. Als er sich endlich damit abgefunden hatte, dass es vergeblich war, erhob er sich, ging ins Vorzimmer und holte sein Mobiltelefon aus der Jeansjacke. Noch im Stehen ging er seine Kontakte durch. Zweimal scrollte er sich von A bis Z und wieder zurück, wobei er bei dem Buchstaben F stets etwas länger hängen blieb. Er wusste, dass es ihm jetzt nicht mehr gelingen würde, nicht anzurufen. Wenige Sekunden später hörte er bereits den Signalton. Es läutete dreimal, bis sich Frieda meldete. Fabian schwieg. Es war nicht so, dass er nicht gerne geredet hätte, doch es konnte einfach nicht.

Frieda sagte zweimal »Hallo«, und Fabian erkannte allein an der Veränderung in ihrer Stimme, dass sie ihn erkannt hatte. Vielleicht hatte ihn seine Atmung verraten, vielleicht wusste sie aber auch einfach instinktiv, dass er es war.

»Fabian, bist du das?«

Fabian brachte noch immer kein Wort heraus.

»Ich weiß, dass du das bist. Also sag etwas oder lass den Blödsinn.«

»Warum weißt du ...«, sagte Fabian endlich kleinlaut. »Ich hab doch am Festnetz angerufen.«

»Wer soll es denn sonst sein? Ich brauche keine Nummernanzeige, um zu wissen, dass du es bist.«

»Wie geht's dir?«, fragte Fabian. Seine Stimme hatte sich etwas gefasst.

»Lass das. Wir hatten doch vereinbart, dass wir solche Gespräche nicht mehr führen wollen.«

»Aber ich will doch nur wissen, wie es dir geht.«

»Pff ... jetzt geht das wieder los!«, stöhnte Frieda. »Also gut. Es geht mir gut. Was willst du?«

»Lass mich mit ihm sprechen«, sagte Fabian.

Friedas Stimme blieb angespannt. »Kommt gar nicht infrage«, sagte sie scharf. »Er schreibt morgen Klausur und ist ohnehin schon nervös genug. Da braucht er nicht auch noch ein Gespräch mit seinem reumütigen Vater. Außerdem sind normale Kinder um diese Zeit längst im Bett. Weißt du eigentlich, wie viel Uhr wir haben?«

»Nein«, antwortete Fabian wahrheitsgemäß und blickte gleichzeitig auf seine Armbanduhr. Es war kurz nach zehn.

»Ich habe gearbeitet«, sagte er entschuldigend.

»Oho! Das ist aber mal eine Überraschung. Und kaum hast du wieder Arbeit, vergisst du sofort alles andere und weißt nicht einmal, wie spät es ist?«

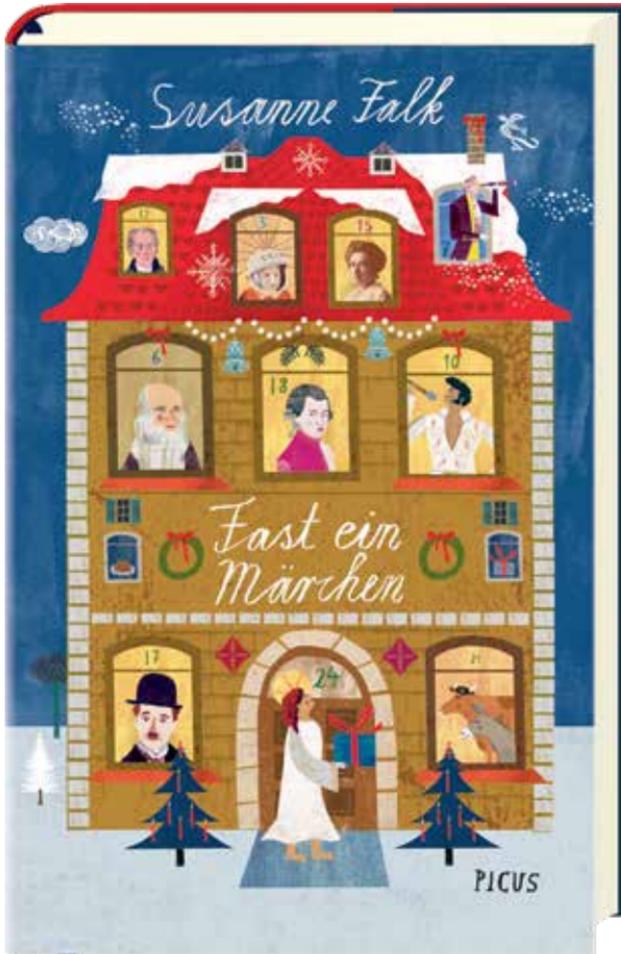
»Frieda, hör mir zu«, sagte Fabian und tat so, als hätte er die bissige Bemerkung überhört. »Ich kann mich ändern. Du musst mir vertrauen.«

»Weißt du, genau das war mein Fehler. Dass ich dir viel zu lang vertraut habe. Also erzähl mir nicht, dass du dich ändern kannst. Melde dich, wenn du es getan hast.«

Für einen Moment schwiegen beide.

»Gute Nacht«, sagte Frieda schließlich.

»Kann ich morgen mit ihm sprechen?«, fragte Fabian, doch Frieda hatte bereits aufgelegt.



*ca. 224 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag,
farbigem Vor- und Nachsatzpapier und Lesebändchen*

*ISBN 978-3-7117-2081-8, € 20,-
eISBN 978-3-7117-5405-9, € 15,99*

Erscheint am 2. Oktober 2019

SUSANNE FALK
FAST EIN MÄRCHEN
24 WEIHNACHTSGESCHICHTEN

ÜBER DAS BUCH

Zwischen witzig und absurd bis böse schwankt Susanne Falks prominent besetzter Weihnachtsreigen. Mit dabei sind u. a. Goethe und Schiller, Rosa Luxemburg, Charlie Chaplin, Elvis Presley, Leonardo da Vinci, Wolfgang Amadeus Mozart, Juri Gagarin und Mary Shelley.

Da vergessen die Gebrüder Grimm beinahe den Heiligabend vor lauter Arbeit und wer steht plötzlich vor der Tür? Das Christkind. Nur wollen die berühmten Geschichtensammler es weder in die gute Stube lassen noch in ihr Märchenbuch aufnehmen. Was es mit der Work-Life-Balance auf sich hat, muss König Artus leidvoll erfahren, als ihm seine Ritter der Tafelrunde einen Strich durch die Rechnung machen, weil sie sich weigern, ausgerechnet am Weihnachtsfeiertag einen Krieg anzuzetteln. Und obwohl die Erzherzogin Maria Theresia vom Volk als Mutter der Nation verehrt wird, schafft sie es doch glatt, an Heiligabend eines ihrer dreizehn Kinder bei der Bescherung zu vergessen. Dumm gelaufen, käme da der resoluten Herrscherin nicht in letzter Minute die rettende Idee ...



Foto Paul Feuersänger

DIE AUTORIN

Susanne Falk, geboren 1976 in Kappeln an der Schlei, promovierte 2008 im Fach Germanistik. Sie veröffentlichte mehrere Bücher im Rowohlt Verlag. Ihr jüngster Roman, »Anatol studiert das Leben«, ist 2018 im Picus Verlag erschienen. Daneben schreibt sie Theaterstücke und arbeitet als freie Lektorin. Sie lebt mit ihrer Familie in Wien.

FAST EIN MÄRCHEN

»Und wenn ich es dir doch sage, Wilhelm: Dies hier«, Jacob wedelte energisch mit einem Blatt Papier herum, »deutet sicher auf eine erneute Lautverschiebung hin.«

»Ich bin da anderer Meinung, Bruderherz.«

»Du bist immer anderer Meinung.«

»Nein, ich bin immer anderer Meinung, wenn du im Unrecht bist. Ansonsten stimme ich vollkommen mit dir überein.«

»Na wunderbar. Du bist also immer deiner Meinung, es sei denn, deine und meine Meinung sind deckungsgleich. Dann darf ich auch einmal recht behalten.«

»So ist es, Jacob.«

»Also wirklich, Wilhelm, es gibt so Tage, an denen kannst du mich kreuzweise!«

»Geht mir auch so. Aber an einem Tag wie heute halte ich es für unangebracht, das laut zu sagen.«

Verdutzt sah Jacob seinen Bruder an: »Wieso? Welcher Tag ist heute?«

Da legte Wilhelm seine Hand sanft auf den Arm des Bruders, lächelte und sagte: »Es ist Heiligabend.«

»Hm«, machte Jacob nur, »kein Grund, nicht zu arbeiten!«

Ich stimme dir zwar zu, aber ... wollte Wilhelm einwenden, als es plötzlich an der Tür klingelte. Wer konnte das sein an diesem Tag und noch dazu zu dieser Stunde?

»Ich werde kurz öffnen und, wer auch immer es ist, ihn oder sie wieder fortschicken«, schlug Jacob vor, »und danach reden wir noch einmal über dieses Beispiel für die erneute Lautverschiebung. Du bist da nämlich auf dem Irrpfad, mein Lieber!«

Jacob ging also die Treppe hinunter und schritt energisch auf die Haustür zu, die er mit einem Ruck aufriss.

»Ja?«, rief er.

Vor sich sah er ein kleines Wesen stehen, ein Kind, vielleicht zehn oder elf Jahre alt, mit sanften dunklen Augen und dunklem, lockigen Haar, gekleidet in ein leuchtend weißes Gewand.

»Gott zum Gruße!«, sagte das Kind. »Seid Ihr Herr Grimm?«

»Welcher von beiden?«, fragte Jacob unwirsch.

»Ich bitte um Verzeihung, mein Herr?«

»Na, willst du zu mir oder zu meinem Bruder?«, wollte Jacob wissen.

»Zu Ihnen beiden, falls möglich«, antwortete das Kind höflich. »Darf ich eintreten?«

»Nein«, sagte Jacob streng. »Kommst du, um Geld für die Armen zu sammeln?«

»Nein«, sagte das Kind, »obwohl Ihr sicher gut daran tätet, den Bedürftigen etwas zu geben, da doch heute Heiligabend ist.«

»Hab ich es mir doch gedacht«, sagte Jacob. »Du kommst, um mich um Spenden anzubetteln.«

Er griff in seine Jackettasche, zog einen halben Taler heraus, gab ihn dem Kind und rief: »So, das ist reichlich. Und nun verschwinde!«

»Aber Ihr versteht mich völlig falsch!«, rief das Kind nun aus und trat dabei von einem Bein aufs andere, so als sei es plötzlich sehr in Eile. »Ich will ja gar kein Geld!«

»Was dann?«, wollte Jacob wissen. »Und merke: Meine Zeit ist kostbar!«

»Meine auch«, sagte das Kind und wirkte mit einem Mal gar nicht mehr so freundlich. »Was glauben Sie denn, Herr Grimm, wie viele Haushalte ich heute noch besuchen muss?«

»Weiß ich nicht und es interessiert mich auch nicht.«

Mittlerweile hatte der Dialog an der Haustür auch Wilhelm auf den Plan gerufen und er tauchte hinter seinem Bruder im Türrahmen auf.

»Guten Abend. Darf ich erfahren, worum es hier geht?«, wollte er wissen.

»Das Kind will Geld und gibt sich mit einem halben Taler nicht zufrieden«, stellte Jacob fest.

»Ach, das ist ja unerhört!«, sagte Wilhelm.

»Aber das stimmt doch gar nicht!«, rief das Kind aus. »Ich will Ihr Geld nicht. Wirklich nicht!«

»So? Was denn dann?«

Das Kind, von dem Jacob nicht recht zu sagen wusste, ob es nun ein Bub oder ein Mädels war, holte tief Luft und sprach: »Ich komm wegen der Märchen.«

»So«, stellte Jacob fest, »tust du das?«

»Ja«, bekräftigte das Kind seine Aussage und nickte so heftig, dass ihm seine braunen Löckchen ins Gesicht fielen. Und nun zog es aus den Falten seines weißen Oberkleids ein unscheinbares Büchlein hervor. Jacob erkannte schnell, dass es eine Ausgabe ihrer Märchen und Volkssagen war. Und nun dämmerte es ihm auch, was das Kind von ihnen wollte.

»Ach so, verstehe! Du willst es dir signieren lassen! Ja, warum hast du das denn nicht gleich gesagt? Das machen wir natürlich gerne.«

Schon zog er einen Stift hervor, willens, seinen Namen auf die erste Seite des Büchleins zu kritzeln, als das Kind das Druckwerk plötzlich zurückzog.

»Nein, ich will auch keine Signatur«, sagte es entschieden und rückte nun endlich mit der Sprache heraus: »Ich will da hinein!«

Da begannen die Brüder Grimm zeitgleich zu lachen und

das Kind musste erstaunt feststellen, dass sie, obgleich sonst so verschieden, doch ein sehr ähnliches Lachen hatten.

»Ach, wie lustig«, sagte Wilhelm und wischte sich eine Träne aus dem Augenwinkel. »Ich hab gerade verstanden, du willst da hinein!«

»In unsere Märchen und Volkssagen!«, fügte Jacob hinzu, immer noch kichernd. »Ja, mit welchem Recht denn bitteschön? Hat man dich im Wald ausgesetzt oder bist du einer bösen Hexe entlaufen?«

»Kannst du etwa zaubern? Oder hast du unter deinem Kleidchen einen gestiefelten Kater versteckt?«

»Oder gar einen Gold schießenden Esel?«, rief Jacob und konnte kaum noch an sich halten.

»Nein«, sagte das Kind. »Aber ich kann etwas, das sonst keiner kann.«

»So? Und das wäre bitteschön?«, fragte Wilhelm kichernd.

»Ich kann an Millionen Orten gleichzeitig sein«, zählte das Kind auf, »und dabei unfassbar viele Dinge bei mir tragen und sie überall verteilen. Ich kenne die Namen aller Kinder dieser Welt, auch die der unartigen, und ich mache mehr Menschen glücklich als irgendein anderes Wesen. Und man kann mich herbeizaubern, indem man mit einem Glöckchen klingelt, allerdings nur an einem Tag im Jahr. Dann aber erscheine ich und bringe Segen in jedes Haus.«

»War das alles?«, fragte Jacob.

»Ja«, sagte das Kind. »Und nun wollte ich fragen, ob die werten Herren mich und meine Geschichte nicht in ihre Sammlung mit aufnehmen wollen.«

Da gab es kein Halten mehr. Die Brüder prusteten los und klopfen sich vor überbordender Heiterkeit auf die Schenkel. Was für ein grandioser Spaß!

»Herrlich!«, rief Wilhelm aus.

»Famos!«, schrie Jacob.

»Diese Fantasterei! Könnte glatt von dir sein!«, sagte Wilhelm.

»Oder von dir, Bruderherz!«, stimmte Jacob mit ein.

Mit einem kräftigen Schubs knallte dieser die Tür dem Kind vor der Nase zu. Dann wandte er sich zu seinem Bruder um und sagte: »Komm, Wilhelm, lass uns etwas trinken auf diesen erheiternden Moment. Und dann geht es wieder frisch ans Werk.«

»Sehr wohl. Wobei ich immer noch der Meinung bin, dass du bezüglich der Lautverschiebung falsch liegst.«

»Ach, was du immer hast!«

An diesem Abend, als alle anderen in ihren warmen Stuben saßen und festliche Lieder sangen, konnte man die Brüder Grimm noch zwei Straßenzüge weiter miteinander schimpfen hören ...

MUTTERFREUDEN

Zufrieden betrachtete sie das schmatzende Kind, wie es an der Brust der Amme nuckelte. Das Neugeborene, ein Bub, schien einen ausgeprägten Appetit zu haben. Gerade einmal sechzehn Tage alt, wies er bereits jetzt dickere Ärmchen und Beinchen auf als jedes ihrer anderen Kinder in diesem Alter.

»Ein guter Esser, Eure Majestät«, hatte die Amme freudestrahlend gesagt, ihre dunkelrote Brustwarze zwischen Zeige- und Mittelfinger geklemmt und dem greinenden Baby in den Mund geschoben, sodass es auch die andere Brust leer saufen konnte.

»Gut«, hatte die Erzherzogin gesagt, »das ist sehr gut. Nur weiter so.«

Sechzehn Kinder hatte sie geboren. Dieses hier war das vorerst letzte in einer langen Reihe. Mit etwas Glück würde es ein gutes Alter erreichen, höher als das seiner viel zu früh verstorbenen Schwestern. Maria warf einen langen, sorgenvollen Blick auf das nuckelnde Baby. Es war Heiligabend und es fiel ihr schwer, beim Anblick des neuen Lebens nicht an die drei kleinen Mädchen zu denken, die sie so früh verloren hatte. Aber allzu lange durfte man sich nicht ins Reich der Toten begeben, sonst lief man Gefahr, gleich dort zu bleiben, so hatte es ihre Erzieherin immer gepredigt. Und sie hatte brav dazu genickt und der Frau versprochen, der Toten stets zu gedenken, doch nie zu lange. Das Herz, so sagte ihr die Erzieherin, sollte stets bei den Lebenden verweilen, denn da gehörte es hin.

Die Amme nahm das Kind hoch und ließ es aufstoßen. Es gab einen kräftigen Laut von sich und schlief dann sofort ein.

»Wollen Majestät das Kind kurz halten?«, fragte die Amme

und streckte schon das pralle Bündel in Richtung ihrer Herrscherin.

Maria Theresia schüttelte energisch den Kopf. »Nein, leg es schlafen«, befahl sie. Die Amme trug darauf das Kind ins Nebenzimmer und legte es in seine Wiege.

Eigentlich war sie ja noch im Wochenbett und es wäre ihr ein Leichtes gewesen, sich in ihr Zimmer zurückzuziehen und ein gewisses Ruhebedürfnis geltend zu machen, aber da heute kein Tag wie jeder andere war, richtete sie seufzend ihren voluminösen Körper auf und klingelte nach der Zofe. Es war Zeit, sich anzukleiden. Zwar würde sie den Kirchgang ausfallen lassen müssen, da noch keine vierzig Tage seit der Geburt des kleinen Maximilian vergangen waren, aber für das Festessen mit der Familie würde sie sich ankleiden lassen. Das blaue Cape, das sie extra für diesen Anlass hatte anfertigen lassen, wie um sich selbst zum Weihnachtsfeiertag eine kleine Freude zu bereiten, würde gut zu dieser Gelegenheit passen. Die Farbe erinnerte nicht von ungefähr an einige beliebte Mariendarstellungen. Von der Gottesmutter zur Landesmutter war es gar nicht einmal so weit.

Die Geburt war unangenehm gewesen, aber nicht schwer, so wie ja viele Dinge, die mit dem Kinderkriegen zusammenhängen, eher unangenehm waren, aber nicht unbedingt schwer. Zum Beispiel, so dachte die Erzherzogin, als die herbeigeläutete Zofe ihr die passenden Unterröcke überstreifte, war die Empfängnis eine einfache Sache. Man hatte einfach nur dazuliegen und der Mann, in diesem Fall ihr lieber Franz Stephan, kurz »Mäusel« gerufen, besorgte den Rest. Das hatte immer gut und zuverlässig funktioniert und dann, Übelkeit und Wasser-sucht ertragend, erwartete man die Ankunft des neuen Kindes. Die Wehen waren scheußlich, keine Frage, aber gerade beim letzten hatte sie sich kaum anstrengen müssen. Nach nicht

einmal zwei Stunden war er schon da gewesen und sie konnte sich bereits wenige Tage später wieder wichtigeren Dingen zuwenden. Alles, was das Kind brauchte, konnte ihm auch eine gute Amme bieten. Das war praktisch und erleichterte die Nachtruhe. Und diese hier, dachte Maria Theresia, als die Zofe sie in ihr Kleid schnürte, war offensichtlich eine gute Wahl gewesen. Mit diesen Brüsten konnte man eine ganze Heerschar an Säuglingen ernähren. Im Geiste gratulierte sie sich selbst zu dieser vortrefflichen Wahl.

Überhaupt war sie stets als besonders fürsorgliche Mutter in Erscheinung getreten und so sah man es auch im Volke, das sich gern die Geschichte erzählte, in der sie einst das hungernde Kind einer armen Bettlerin an den eigenen Busen gedrückt und gestillt haben soll. Vollkommener Unsinn, wohl wahr, hatte sie doch nicht eines ihrer Kinder selbst gestillt, aber derlei Anekdoten waren ungemein gut für ihr Ansehen im Volke, das ja immerhin zur Hälfte aus zukünftigen oder bereits gewordenen Müttern bestand. Und genauso sollte es sein, fand Maria Theresia, man sollte sie respektieren, wenn nicht gar fürchten, aber vor allem sollte man sie als Landesmutter verehren.

Jetzt war sie fertig angekleidet. Ein Blick in den Spiegel, ein Augenrollen, ein Seufzen, ein Hinnehmen. Sechzehn Geburten gingen nun einmal nicht spurlos an einer Frau vorbei, Erzherzogin hin oder her. Die Haut fahl, die wenigen Zähne gelb und das Kinn – nun, da gab es ein eindeutiges Zuviel an Kinn in diesem Gesicht. Aber die Augen, die blickten immer noch so munter und wach, wie sie es eh und je getan hatten. Und das Blau des Capes harmonierte sehr gut mit ihnen. Die Herrscherin streckte den Rücken, der vom langen Liegen schmerzte, durch und schritt langsam voran, dem Saal entgegen, in dem heute die Bescherung ihrer lieben Kinderlein stattfinden sollte.

An alle hatte sie gedacht. Jedes Geschenk war handverlesen

und von ihr persönlich in Auftrag gegeben worden. Lange hatte sie darüber nachgedacht, was wem am besten zupasskam. Ihrem Mann finanzierte sie den Ankauf einer seiner unsinnigen Sammlungen von Urzeitschnecken, die sie zwar sterbenslangweilig fand, die ihn jedoch enorm zu faszinieren schienen. Nun gut, dann sollte er sich eben mit toten Schnecken befassen. Bei Weitem besser, als wenn er mit der Frau des Grafen von ... Maria Theresia schüttelte sich. Die Affären ihres Gatten waren ein Übel, dem nicht beizukommen war. Da durfte sich eine Frau schon fragen, wozu sie sechzehn Geburten durchmachte, wenn er ihn dann doch woanders hinein ... Sie schob den Gedanken beiseite. Wo war sie noch gleich gewesen? Ah ja, Urzeitschnecken! Franz Stephan war also versorgt.

Dann kamen die Kinder dran. Der detailreiche Sammelkasten der Botanik war für Joseph gedacht, der Stickrahmen mit dem feinen Garn für Maria Christina. Daneben gab es ein Hutschpferd, ein Puppengeschirr und viele andere Dinge für die vielen Erzherzoginnen und Erzherzöge. Sogar der jüngste Spross der Familie würde ein Geschenk erhalten, eine silberne Rassel mit einer Gravur des Wappens der Habsburger.

Im Saal huschten die Diener hin und her, um alles herzurichten. Maria schickte sie mit einem energischen Winken hinaus. Dann inspizierte sie das Buffet, stahl sich ein paar der Leckereien von der Tafel (besonders hatte es ihr das Spritzgebäck angetan) und schritt schließlich hinüber zum Gabentisch. Dort lagen sie, die Geschenke, in wunderschönes blaues Seidentuch geschlagen und mit goldenen Bändern versehen. Sie begann zu zählen: eins, zwei, drei, vier ... Sie endete bei zwölf. Augenblick, das konnte ja wohl nicht sein? Es müssten dreizehn Geschenke dort liegen! Noch einmal begann sie von vorne zu zählen: eins, zwei, drei, vier ... zwölf! Du lieber Himmel!

Wer war vergessen worden? In ihrem Inneren breitete sich

Hitze aus, stieg ihr zu Kopf und schon begann sie unter ihrer Perücke zu schwitzen. Sie ging die Namensschilder durch. Dieses hier war also für Joseph, das für den kleinen Karl, daneben lag das Geschenk für Leopold, dann kamen die Mädchen, Maria Anna, Maria Christina, Maria Elisabeth und so weiter. Oder etwa doch nicht? Fieberhaft begann die Erzherzogin nach dem Namen Maria Amalias zu suchen, allein – es gab kein passendes Namensschild. Ausgerechnet Amalia! Wo man mit dem Kind doch jetzt schon nichts als Ärger hatte! Immerzu fand sie Widerworte für ihre Mutter, nie war sie mit dem zufrieden, was man ihr zugestand, und die Lehrer klagten ohne Unterlass über den Starrsinn des Mädchens. Und nun das: kein Geschenk für Maria Amalia!

Wie hatte ihr das nur passieren können? Dreizehn Geschenke für dreizehn Kinder. Das war doch nicht so schwer! Und doch – bevor sie die Schuld an dem Malheur einem ihrer Sekretäre in die Schuhe schieben konnte, wusste sie schon, dass es diesmal tatsächlich an ihr gelegen hatte. Weil sie die Liste der Präsente nur diktiert, aber nicht selbst schriftlich niedergelegt hatte. Und weil sie offenbar so kurz vor der Niederkunft nicht mehr bis dreizehn hatte zählen können. Ihr Hofstaat offensichtlich auch nicht, sonst wäre wohl jemandem aufgefallen, dass bei dreizehn Kindern und zwölf Geschenken irgendetwas schiefgegangen war.

Was also war jetzt zu tun? Natürlich konnte man das Ganze so aussehen lassen, als ob Amalia mit Absicht kein Geschenk erhalten würde, zur Bestrafung, und die Erzherzogin musste zugeben, dass ihr der Gedanke für wenigstens ein paar Sekunden so etwas wie Befriedigung verschaffte, weil, nun ja, Amalia eindeutig nicht ihr Lieblingskind war. Doch was hätte das für ein Licht auf sie als Mutter geworfen? Nein, es musste ein Geschenk her und zwar sofort.

Maria Theresia schaute besorgt auf die Uhr über dem Kamin. Es würde nicht mehr lange dauern, bis sich die anderen Familienmitglieder auf den Weg in den Saal machten. Die Messe dürfte in eben diesem Augenblick zu Ende gegangen sein. Sie musste also schnell handeln.

»Diener, man bringe mir eine Feder und einen Kratzer! Schnell!«

Das Schreibzeug war alsbald zur Stelle und kurz entschlossen schritt sie auf den Gabentisch zu, packte das Geschenk für den kleinen Maximilian, griff nach dem Namensschild, kratzte den Schriftzug hinunter und schrieb dann mit ausladender Handschrift »Marie Antoinette« darauf. Gleiches tat sie mit den anderen Geschenken, indem sie sie je ein Kind weiter nach oben reihte. So bekam der kleine Ferdinand das Hutschpferdchen Marie Antoinettes, dessen Trommel ging an Maria Karolina, die wiederum ihr Püppchen an Maria Josepha weiterreichen musste und so weiter. Dass der kleine Leopold mit seinen neun Jahren ausgerechnet das Geschenk seiner sechsjährigen Schwester zugeeignet bekam, war alles andere als ideal, aber er würde sich schon über die bunten Perlen freuen, wenn sie ihm diese auch als mineralische Sammlung verkaufen musste und nicht als Schmuckperlen zum Selbstfädeln, was sie eigentlich waren. So ging also Leopolds Geschenk an Amalia über und das störrische Mädchen würde nunmehr mit einem Bildband über die Schönheiten Italiens bedacht werden. Sehr zufrieden mit dieser Lösung des Problems befahl Maria Theresia nun den Dienern, die Türen zu öffnen, damit sie ihren Mann und ihre Kinderschar begrüßen konnte, um ihnen ein wunderbares Christfest zu wünschen.

Später, in ihrem Schlafzimmer, gratulierte sich die Erzherzogin zu ihrem weisen Manöver und konnte zufrieden die glücklichen Gesichter ihrer Kinder im Geiste Revue passieren lassen.

Alle hatten sich artig bei ihrer Mutter bedankt, Franz Stephan hatte sie mit einem Perlencollier beglückt und sich offensichtlich über seine langweilige Schneckensammlung sehr gefreut. Lediglich die Frage ihrer Tochter Elisabeth, was denn der neue, kleine Bruder, der auf dem Arm der Amme einige Minuten dem trauten Familienkreis beiwohnte, als Gabe erhalten solle, hatte sie etwas verstimmt, obgleich sie den Kindern selbstverständlich ohne Umschweife erklärt hatte, dass ein Neugeborenes keiner Geschenke bedurfte und sie sich darum um das Baby keine Gedanken machen sollten. Doch nun, allein in ihrem Bett, nagte das schlechte Gewissen an Maria Theresia. Also mühte sie sich noch einmal aus den Laken und ging ins Nebenzimmer, wo die Amme friedlich neben der Wiege schnarchte. Sanft hob sie das schlafende Kind heraus und trug es auf ihrem Arm ins Schlafzimmer. Der Kleine, durch die ungewohnte Nähe zur Mutter plötzlich geweckt, krächte leise, ließ sich jedoch schnell mittels einer eilig in den Mund gestopften Zeigefingerspitze beruhigen. Er saugte ein paar Mal daran und schaute dabei seine Mutter mit kleinen Äuglein fragend an.

»Eigentlich hättest du auch etwas Schönes haben sollen«, gestand sie ihm flüsternd, »aber das hat nun Marie Antoinette bekommen.«

Der Kleine schnaufte leise beim Saugen. Vielleicht, so dachte Maria Theresia, sollte sie die Amme wecken. Er schien schon wieder Hunger zu haben. Doch dann überlegte sie es sich anders.

»Sollst auch was Feines kriegen«, flüsterte sie ihm zu und legte sich das Kind im Schoß zurecht. Sanft strich sie mit dem Zeigefinger zunächst über die zarte Kinderwange, schob schließlich ihr Nachthemd hoch und legte ihre rechte Brust frei. Dann tat sie, was sie bei ihrer Amme heute schon beobachtet hatte. Sie drückte ihre Brustwarze mittels Zeige- und

Mittelfinger hervor und ließ sie in den Mund des Kindes gleiten. Sogleich begann der kleine Maximilian äußerst kräftig daran zu saugen.

»Autsch!«, entfuhr es der Herrscherin. »Himmel und Hölle! Das tut ja weh!« Sofort entzog sie ihm die Brust wieder. »Wie kannst du es wagen, deine Königin zu beißen?«

Sprach's und ließ ihr Nachthemd schnell wieder über die nackte Brust gleiten. Und während das Kind schon zu schreien begann, weil man ihm so abrupt Nähe und Nahrung entzogen hatte, rief Maria Theresia laut nach der Amme, man solle ihr doch auf der Stelle das brüllende Kind abnehmen, was auch sogleich geschah.

Als die Türen zu ihrer Schlafkammer geschlossen waren, ließ sie sich müde, aber erleichtert in die Kissen gleiten. Und noch während sie in den Schlaf hinüberdämmerte, konnte sie das Greinen des Säuglings von nebenan hören. In das gedämpfte Weinen mischten sich, ausgehend von der Michaelerkirche, die ersten Glockenschläge des Weihnachtsläutens.

LONELY THIS CHRISTMAS

Im Dino's hatte sich rein gar nichts verändert, seit er das letzte Mal hier gewesen war. Er kam nicht oft nach Downtown Las Vegas, aber wenn er es tat, dann ging er stets auf einen Sprung zu Dino's. Er liebte dieses Lokal. Hier war alles so wie immer, die Einrichtung so hässlich wie eh und je und die Leute so betrunken wie zu der Zeit, als dies noch ein Liquor Store war. Schnaps war billig im Dino's. Eine ehrliche Bar für ehrliche Alkoholiker. Es gab schlimmere Kneipen in Vegas.

Er ging direkt an die Bar und bestellte sich einen Tequilashot.

»Ist Chuck heute gar nicht da?«, fragte er den Barkeeper und kippte seinen Tequila hinunter.

»Nein, heute nicht. Noch einen?«

Er nickte und der Barmann füllte sein Glas ein zweites Mal.

»Wann geht's denn los?«, wollte er wissen.

Der Barmann sah auf seine Armbanduhr, eine echte Rolex Submariner. Wo er die wohl herhatte? Und wozu brauchte man in Vegas eine wasserdichte Uhr? Sie waren hier mitten in der Wüste.

»Du darfst schon anfangen, wenn du willst«, informierte ihn der Barkeeper.

Heute war Karaoke-Night und Aaron war der Meister des Karaoke. Da machte ihm so schnell keiner was vor.

»Nein danke«, winkte er ab, »ich warte noch ein bisschen.«

Die Bar war nur halb gefüllt. Kein Wunder, es war ja auch der 24. Dezember. Die meisten hatten heute Besseres zu tun, waren auf dem Weg zu ihren Familien oder rannten den letzten Weihnachtsgeschenken hinterher. Er würde sich vom heu-

tigen Gewinn des Wettbewerbs einfach eine Flasche Champagner kaufen und sich damit zu Hause volllaufen lassen. Andere Pläne für Weihnachten hatte er nicht.

Aaron studierte die Lage. Am Tresen hingen zwei College-Studentinnen ab, die offenbar an Weihnachten vor ihren Familien nach Vegas geflohen waren und einander nun alle paar Minuten versichern mussten, dass dies der beste Plan aller Zeiten war, obwohl sie vor Heimweh beinahe umkamen.

An den Tischen saßen einige Bauarbeiter. Die hatten ja immer zu tun, gleich, ob es nun ein Feiertag war oder nicht. Keiner von denen wirkte jedenfalls so, als wolle er lieber bei seiner Familie sein als hier in dieser Bar, zusammen mit seinen Kumpeln, ein Bud in der Hand und ein entspanntes Grinsen im Gesicht.

Und dann waren da noch ein Pärchen, das offenbar gerade geheiratet hatte, eine Frauenrunde, die ihren Männern, Kindern und Einbauküchen an diesem Abend entkommen waren und sich lautstark einen schönen Abend machten und zwei einsame Trinker, beides Männer in seinem Alter. Aaron war zufrieden. Das hier war keine Konkurrenz für ihn, obwohl die Frauen es sicher versuchen würden. Dann endete es immer bei *I Will Survive* oder irgendeinem Song von The Mamas and the Papas. Sollten sie ruhig. Wenn er mit seiner Elvis-Nummer loslegte, hatten sie ohnehin keine Chance mehr. Er schaffte sie alle!

Die Karaoke-Night bei Dino's war legendär. Aber weil Chuck nur fünfzig Dollar für den Sieger herausrückte, kamen keine Profis hierher, keiner dieser vielen energisierenden Elvis-Imitatoren, die nur das Gehabe aber nicht die Stimme hatten, um Elvis glaubhaft zu verkörpern. Er hatte beides.

Aaron schaute kurz an sich hinunter. Der weiße Anzug mit dem tiefen Ausschnitt saß perfekt. Er hatte in den letzten Jah-

ren kein Gramm zugelegt. Und die Brust hatte er sich erst heute Vormittag glatt rasiert. Außerdem hatte er heute eine Extraportion Haargel drin. Vielleicht war es nicht mehr so voll wie noch vor ein paar Jahren, aber sei's drum. Wenn er loslegte, war alles andere vergessen. Da machte ihm keiner was vor.

Wie er vermutet hatte, war es eine aus der Frauenrunde, die als Erste zum Mikro griff. Frankie Valli and the Four Seasons. Auch so ein Klassiker. Hatte Aaron schon mindestens hundert Mal gehört. Nun gut, diese Version von *Can't Take My Eyes Off You* war gar nicht mal so schlecht. Großer Applaus der Damenrunde.

Dann kam der Bauarbeitertisch dran. Countryschnulze. Irgendetwas von Johnny Cash. Ganz mies. Der Applaus hielt sich in Grenzen. Aber die Stimmung war gut und die Damen ließen sich nicht lange bitten. Es folgten eine quietschende Aretha Franklin und eine nicht minder schräge Barbra Streisand. Die Mädels an der Bar brauchten noch zwei Shots, aber dann stiegen sie mit ein und sangen diesen unsäglichen Fight-Song. Aaron hätte beinahe seinen Tequilashot wieder hochgewürgt. Aber natürlich bekamen sie viel Applaus vom Bauarbeitertisch. Logisch, bei den Titten.

Er brachte sich langsam in Stellung. Nach einer furchtbaren Madonna-Nummer, *Like a Virgin*, der frisch vermählten Braut waren sie fällig. Der ganze Raum schrie förmlich nach einem Könnner wie ihm.

»Was soll's denn sein, Aaron?«, fragte der Barkeeper, der heute auch die Karaoke-Maschine bediente.

»Wir starten mal mit *Suspicious Minds*«, sagte Aaron und legte los.

Die Reaktion des Publikums war stets aufs Neue überwältigend. Die einen konnten es nicht glauben und begannen zu tuscheln, den anderen standen die Mäuler offen. Einige

machten Handyaufnahmen. Nachdem er fertig war, schwoll der Applaus an und Aaron setzte seinen Siegeszug fort mit *In the Ghetto*.

Womit er nicht gerechnet hatte, war der Alkoholpegel im Raum, der sich aufgrund des bevorstehenden Weihnachtsfestes heute schon früh in die Höhe geschraubt hatte. Und besoffene Bauarbeiter waren erfahrungsgemäß kein einfaches Publikum.

»Kannst du auch was anderes als Elvis?«, rief plötzlich einer mitten in die Nummer hinein.

»Ja, Alter, geh doch mal ins Bad, um zu lesen!«, brüllte ein anderer.

»Scht!«, zischte die Frauenrunde, der seine Darbietung offenbar gut gefiel.

Er brachte *In the Ghetto* gerade mal zu Ende, als ihm einer der Bauarbeiter das Mikro aus der Hand nahm und eine ganz gruselige Version eines Nickelback-Songs zum Besten gab. Das erregte den Unmut der Damen.

»Lasst mal wieder Elvis ran!«, schrien sie.

Der Bauarbeitertyp gab sich jedoch nicht so schnell geschlagen. Er sang einfach noch eine Rock-Nummer, besser gesagt, er lallte sie und fiel dann fast von der Bühne. Aaron sah zum Frauentisch hinüber. Und wie immer war auf die Damen mittleren Alters Verlass.

»Elvis, Elvis!«, skandierten sie.

Er ließ sich ein wenig bitten, dann bestieg er erneut die Bühne.

»Weil morgen Weihnachten ist und jeder von uns schon einmal einsam war, kommt hier einer meiner Lieblingssongs für euch: *Lonely This Christmas*.«

Es dauerte einige Takte, aber dann hatte er sie alle. »I'll be home for Christmas. If only in my dreams.« Denn keinen, der heute hier in dieser Bar war, ließ dieses Lied kalt, weil

einfach jeder in dieser Bar wusste, was Einsamkeit bedeutete. Die College-Girls ohne ihre Familien, die Hausfrauen, denen keiner mehr Beachtung schenkte, die Bauarbeiter weit weg von daheim und die Säufer sowieso. Er war noch nicht einmal in der Mitte des Songs angekommen, da konnte Aaron sehen, wie sich einer dieser Typen mit den dicken Oberarmen, die fast sein Karohemd zum Platzen brachten, ein paar Tränen aus den Augenwinkeln wischen musste.

Donnernder Applaus und der Barkeeper raunte ins Mikro: »Danke, Aaron! Ladies and Gentlemen, ich denke wir haben einen klaren Gewinner! Hier sind deine fünfzig Dollar, Aaron. Merry Christmas!«

Aaron nahm den Dollarschein entgegen, verbeugte sich noch einmal und ließ sich vom Barkeeper einen letzten Shot mit auf den Weg geben. Dann stapfte er zur Tür hinaus und in den nächsten Schnapsladen, um dort seinen Champagner zu erstehen.

»Mein Gott, war der großartig!«, rief eine der Frauen aus, als sie beim Barkeeper eine Runde Margaritas für sich und ihre Freundinnen bestellte.

»Jepp«, sagte dieser, »das ist Aaron!«

»Er klang ja wirklich wie der echte Elvis!«, sagte die Frau begeistert.

»Kunststück«, antwortete der Barkeeper, »er ist ja auch der echte Elvis.«

Da lachte die Frau, die ein pinkes T-Shirt mit der Aufschrift »Pussy« trug, kurz auf. »Ich dachte, der Typ heißt Aaron!«

»Ja«, sagte der Barkeeper und grinste, »Elvis Aaron Presley. Das ist sein voller Name. Wussten Sie das nicht?«

»Nein!«, rief die Frau. Und dann noch einmal: »Nein! Wirklich? Also, das kann ich nicht glauben.«

»Tun Sie's oder lassen Sie's, aber er ist es wirklich. Kommt

jede Woche hier vorbei, singt drei seiner alten Songs und steckt sich die fünfzig Dollar ein. Aaron gehört quasi schon zum Inventar. Und nun entschuldigen Sie mich bitte, ich muss sieben Margaritas mixen.«

Als die Frau an ihren Tisch zurückkehrte, forderte sie eine ihrer Freundinnen auf, ihr das Handy zu reichen.

»Joanna, gib mir mal dein iPhone!«

Dann sah sie sich das Video an, dass sie gerade von Elvis aufgenommen hatte, lud es auf Youtube hoch und schrieb darunter: »Elvis lebt!« Es erreichte ganze fünfhundertfünfzehn Klicks.



*ca. 280 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag,
farbigem Vor- und Nachsatzpapier und Lesebändchen*

ISBN 978-3-7117-2084-9, € 24,-

eISBN 978-3-7117-5406-6, € 18,99

Erscheint am 4. September 2019

EGYD GSTÄTTNER
MEIN LEBEN ALS HOFNARR

ES IST VERDAMMT HART,
EGYD GSTÄTTNER ZU SEIN

ÜBER DAS BUCH

Ein Roman oder kein Roman? Wahr oder erfunden? Der Autor Egyd Gstättnner spielt mit der Figur Egyd Gstättnner Verstecken: Was kann man wem glauben?

Ein Schriftstellerleben ist aufregend und glamourös: Einige Jahre vor seinem fünfzigsten Geburtstag hört der Kärntner Schriftsteller Egyd Gstättnner M. A. Numminen und wartet bange auf Nachricht seines Verlags. Sein Kind hat hohes Fieber und aus unerfindlichen Gründen erscheinen seine Beiträge nicht mehr in der Zeitung. Seine Gedanken wandern von Fußball zu Erfolg oder Nichterfolg seiner Kollegen, von seiner Frau zum Landeshauptmann.

Nach der Chronologie eines Tagebuchs erfährt man hier das Intimste eines Schriftstellers – und kann sich nie sicher sein, wen man hier liest: den Autor oder seine Figur. Witz und pointierte Betrachtungen prägen die Erzählungen aus dem Leben des Hofnarren, der alles sagen darf.



Foto Isabella Gstättnr

DER AUTOR

Egyd Gstättnr, geboren 1962, lebt als freier Autor in seiner Heimatstadt Klagenfurt. Ständige Publikationen in »Kleine Zeitung«, »Die Presse« und anderen österreichischen und internationalen Medien. Zahlreiche Preise und Auszeichnungen. Im Picus Verlag erschienen unter anderem »Das Geisterschiff«, »Am Fuß des Wörthersees«, »Das Freudenhaus«, »Karl Kraus lernt Dummdeutsch«, »Wiener Fenstersturz« sowie »Die Familie des Teufels« (2018).

<http://members.aon.at/gstaettner>

Jedes Einzelne, wenn es nur recht betrachtet wird, vertritt seine Gattung. Unter allen Gegenständen ist keiner so sehr uns zur Betrachtung nahe gelegt, als unser eigener Lebenslauf. Daher ist es wohlgethan, ja ganz nothwendig, sein eigenes Leben, soweit es abgethan in der Vergangenheit vorliegt, häufig zu überdenken, jeden Theil desselben von allen Seiten zu betrachten, nicht nur jede Begebenheit, sondern auch jede Stimmung und Ansicht, die man dabei gehabt, zurückzurufen, längst abgethane Vorgänge nun mit ganz anderen Augen wieder zu betrachten, das Urtheil der Vergangenheit mit dem der Gegenwart zu vergleichen, den Vorsatz und das Streben mit dem Erfolg und der Befriedigung. Das ist das Repetiren des Privatissimum's, als welches jedes individuelle Leben zu betrachten ist. Nur durch solche Rurmination seiner Vergangenheit wird man aus seinem Leben allen Gehalt so ganz ausziehen wie die Berghütte den aus den Erz-Stufen zieht, und dann wird uns das eigene Leben das Wesen alles Lebens verstehen lehren, die Gattung vertretend.

ARTHUR SCHOPENHAUER

Die Welt als Wille und Vorstellung

Auf der Heimfahrt, den Kirchturm von St. Egyd im Blick, habe ich gedacht: Sollte ich entgegen meiner ursprünglichen Absicht, diese geheimen Aufzeichnungen mein Leben, mein Werk, mein Land, meine Stadt betreffend nur für mich zu machen, doch eines fernen Tages eine Veröffentlichung anstreben, dann müsste ich der Publikation folgendes Vorwort voranstellen:

Dieser Roman ist ein Roman. Also genau genommen ein Tagebuchroman. Also genau genommen ein Tagebuch. Aber das darf man unter gar keinen Umständen sagen. Schriftwerke über zweihundert Seiten sind Romane, sonst verkaufen sie sich nicht, das ist ein unumstößliches Gesetz. Natürlich sind einige der besten Romane Briefromane oder Tagebuchromane, also Briefsammlungen oder Tagebücher, und ob sie *erfunden* oder *gefunden*, das heißt real und echt sind, wenn kümmert das? Wahr müssen sie sein. Ein Beispiel müssen sie geben. Und im Heterogenen spiegelt sich das Authentische. Man darf nicht gleich einen Bauplan erkennen können, wenn es keinen gibt. Jede Ähnlichkeit mit real existierenden Personen ist selbstverständlich! Das genaue Gegenteil von »rein zufällig und unbeabsichtigt«. Niemand schreibt ein Tagebuch, in dem die Ähnlichkeit mit den Menschen seiner Umgebung rein zufällig ist! Von Ähnlichkeit kann gar keine Rede sein: Ich bilde sie genau so ab, wie ich sie sehe, wahrnehme, empfinde! Von Identität kann man nur deswegen nicht sprechen, weil Literatur und Leben zwei verschiedene Medien sind. Natürlich könnte jede einzelne dieser Tagebuchromanfiguren, die ich bei ihrem richtigen Namen nenne, auf ihre Persönlichkeitsrechte pochen und Klage gegen mich einbringen. Sollen sie nur! Alle! Jeder Jurist und jeder Germanist weiß, dass das nur mir nützt! Klagen Sie ohne weiteres, Betroffene! Die interessantesten Romane spielen im Gericht! Work in Prozess! Zwölf Geschworene? Zwölf Mil-

lionen hätte ich gern! Nein, nein, wenn diese Figuren, sofern noch am Leben, halbwegs bei Verstand und bei Trost sind, schweigen sie dieses Buch tot, so wie sie alle meine Bücher totgeschwiegen haben – in der irrigen Meinung, bloß weil sie es totschweigen, würde es nicht gelesen; in der irrigen Meinung, bloß weil sie es nicht lesen, existiere es nicht.

Jedenfalls ist dieser Roman ein Roman. Die Frage ist: Will ich mich auf das Politische konzentrieren oder lieber aufs Private? Als ich das abgelaufene Jahr nachgelesen habe, musste ich zu meiner Verwunderung feststellen, dass ich viel weniger politisch geschrieben habe als selbst vermutet: Die meisten Eckdaten des politischen Lebens habe ich nicht nur nicht kommentiert, sondern nicht einmal erwähnt. Ich kann mich nur an Ekel erinnern. Pornografische Stellen werde ich streichen, umbauen oder abmildern: Erstens sind die privat, zweitens hebe ich mir die für postum auf. Außerdem mache ich mich auf diese Weise gleich interessant. Man sollte schließlich auch noch einen Nachlass hinterlassen, der ein letztes Mal alle schockiert und »ein völlig neues Bild« zeichnet. Mal sehen.

So werde ich also starten. So oder so ähnlich.

(1. Jänner 2007) Noch fünf Jahre, vier Monate und vierundzwanzig Tage bis zu meinem fünfzigsten Geburtstag. An diesem fünfzigsten Geburtstag werde ich aus dem Fenster springen. Damit mir das gelingt, muss ich bis dahin aber gut auf mich aufpassen. Jetzt habe ich einmal das Jahr wechseln müssen. War schwer.

Gestern: Silvesterstimmung auf dem Alten Platz: Eine Indianerband macht auf ethno. Die Italiener shoppen, die Slowaken betteln. In den Auslagen der Geschäfte die neuesten techni-

schen Geräte: außerhalb meines Lebens. Nicht weil ich sie mir nicht leisten könnte. Weil ich sie nicht einmal in Betrieb nehmen, bedienen könnte und auch keine Ahnung habe, wozu sie gut sind. Mit vierundvierzig kann man schon ganz schön neben dem Leben stehen. Aber ich bin ja immer schon neben dem Leben gestanden. Das Leben hat sich grundlegend geändert – und ich stehe immer noch daneben. Das ist – wenigstens bis auf Weiteres – der Vorteil von Kleidergeschäften und Boutiquen: Man kann für Kleider – wenigstens bis auf Weiteres – nicht zu dumm sein. Wenn man als Kind einmal gelernt hat, sich anzuziehen, bleibt diese Fähigkeit für das ganze weitere Leben.

Der letzte Briefkasten ist weg! Einfach aus der Hausfront herausgerissen. Kein Vandalenakt, ein Update. Nach der öffentlichen Uhr, der öffentlichen Telefonzelle, der öffentlichen Abfallinsel ist auch der letzte Ort öffentlicher Gemeinsamkeit Vergangenheit geworden und verschwunden. Das Abseits weitet sich aus. Mein Abseits jedenfalls.

Silvesterabend und Jahreswechsel bei Wittgensteinwolfi in seinem Landhaus in Kuhdorf. Erster Versuch eines zaghaften Winters. Ist das noch Raureif oder schon Schnee? Endlich wieder einmal den Donauwalzer vermieden: Gleich die erste Regel eines neuen Jahres friedlich gebrochen: Heureka! (Auf Finnisch heißt heureka juhu!) Zu Mitternacht sind wir auf die Straße hinaus, haben in den Auto-CD-Player M. A. Numinen eingelegt, der Wittgensteins *Tractatus* vertont hat und singt, anstelle des Donauwalzers grölen wir »Die Welt ist alles, was der Fall ist« und tanzen den Wovon-man-nicht-sprechen-kann-darüber-muss-man-schweigen-Tango.

Wieder im Haus dreht Wittgensteinwolfi ohne Grund das Radio an, und die erste Meldung des neuen Jahres lautet: In der Silvesternacht ist ganz plötzlich die Innenministerin an den

Folgen eines Aorta-Risses gestorben. Auch sie hat also diesmal – anders als ihre Untertanen – keinen Donauwalzer getanzt. Sie ist – wie Unamuno – im Notarztwagen gestorben, als ringsum schon Freudenraketen, Feuerwerke gezündet wurden.

Diese Nachricht habe ich gerade gebraucht! So wie alle anderen Nachrichten. Tags darauf legt die Zeitung (legen alle Zeitungen) ihrer Neujahrsausgabe eine Seite aus dem Medizinlexikon bei: schöne Skizze des Herzens (der Ministerin?) mit allen Arterien und Venenwegen und genauester Beschreibung des ministeriellen Krankheitsverlaufs und ministeriellen Todes. Natürlich soll man von anderen auf sich schließen! Auch ich habe ein Herz! Auch ich habe eine Aorta! Auch meine könnte jederzeit reißen, jederzeit platzen ... Wenigstens bin ich schon jetzt auch nicht nur annähernd so gesund wie die Ministerin bis wenige Stunden vor ihrem Tod war.

Zwei Tage nach ihrem Tod schon das erste große Exklusivinterview mit ihrem Gatten über »sein Leben nach ihrem Tod«: Wie gesund sie war, wie sie an allen Ecken und Enden fehlt.

Sobald ich es mir leisten kann: alle Abos kündigen, alle Zeitungen wegwerfen! Nie wieder in eine hineinschauen! Alle Medien meiden wie die Pest! Aber das wäre eine Art Selbstmord.

Bei meinem Nachbarn Erik Alex Widner getroffen. Der hat mir sein neues Buch in die Hand gedrückt, das noch gar nicht auf dem Markt ist. Alex lebt jetzt seit über einem Jahr in New York in einem Haus mit lauter russischen Juden. Juden können einem auch auf die Nerven gehen, sagt er, wenn das Flugzeug nicht starten kann, bloß weil fünfzehn Juden wegen irgendwelcher religiöser Vorschriften eine Stunde lang keinen geeigneten Sitzplatz finden – und sich immer wieder umsetzen müssen. Seine Sätze: *Menschen sind scheußlich in der Mehrheit.* Und zur Todesstrafe: Er hat viel Verständnis für Rache.

Neue Regierung. Irgendwelche lächerlichen und unerheblichen Figuren, wie gehabt. Außerdem maximal paradox positioniert. Werde sie nicht auswendig lernen. Kein Thema.

Den »Carlo Michelstaedter« zum Buchbinder getragen. Ist mir also doch noch eine Frucht gewachsen! Aber jetzt dauert es noch einmal zwei Jahre, bis Marmelade daraus geworden ist. Urplötzlich wieder das Gefühl, als stürzte mir bei lebendigem Leib das Gesicht zusammen und fiel in den Kopf hinein.

Mit der Wedekind-Biografie von Günter Seehaus fertig geworden. (Eine schon ziemlich staubige Angelegenheit!) Ein wichtiger Gedanke zum Hofnarrentum: Dem Narren ist nur Detailkritik erlaubt (für die liebt man ihn mitunter), nie aber Grundsatzkritik. (Die kostete ihn die Existenz.)

Kein Schwein ruft mich kann, keine Sau interessiert sich für mich ... Niemand braucht mich, niemand will etwas von mir, und genau genommen will ich auch nichts mehr geben. Ich kann es mir nur nicht leisten. Gähnende Leere im Postfach, gähnende Leere im Outlook Express, Stille rund um das Telefon.

Längst ist die Schlussredaktion für ein neues Buch für heuer verabredet. Aber jetzt schweigt der Verleger über eine Woche. Eigentlich ist er gar nicht der Verleger, sondern der Cheflektor eines Verlags, von dem sich schwer sagen lässt, wer wirklich der Verleger ist, nachdem der alte Verleger Rainer Lendl mit Jahresende in Pension gegangen ist. Auf meine Urgenz hin erklärt David Axmann sein Schweigen mit »wie soll ich es unverfänglich genug sagen? – internen Problemen, die hoffentlich noch in diesem Monat gelöst werden können. Von dieser erhofften Lösung hängt nämlich sehr viel, wo nicht gar alles ab. Deutli-

cher kann und will ich jetzt nicht werden. Jedenfalls verspreche ich Ihnen, mich nach erfolgter Lösung sofort zu melden.«

Wie oft war ich in meinem Leben schon in einer solchen Situation! Wie oft zwischen Sein und Nichtsein! Wie oft ich solche Worte schon gehört habe! Jetzt bin ich mittelalt – fünf- undvierzig Jahre – und es ist noch immer dasselbe. Ich habe es so satt!

Ich war so unvorsichtig, in meinem Frühwerk zu stöbern und bin nun ehrlich schockiert. Nichts als Plattitüden, Nichtigkeiten, Schwachsinn. Kalauerplage, Wortwitzwüste. Vergessen! Verdrängen! Nur weg damit!

In allen Zeitungen wird dieser Tage groß Werner Schneyders siebzigster Geburtstag gefeiert – und auch ich sollte ihm gratulieren – ganz aufrichtig – hätte ich bloß nicht seine Adresse verwurstelt. Bei Gelegenheit also.

In den Zeitungen sieht man den Jubilar mit Prominenten und Mächtigen abgebildet – vom Bundespräsidenten abwärts. Und Peter Turrini ist selbstverständlich mit dabei. Einerlei. Die Zeitungen fragen sich, wie ein so kritischer Mensch doch so viele Freunde haben kann. Also, das frage ich mich auch: Ich fürchte, bei meinem siebzigsten Geburtstag – falls ich den erlebe: eher nicht – werde ich mutterseelenallein sein und mich sehr grämen. Aber in einer Prominentenmasse würde ich mich noch mehr grämen. Und grausen. So oder so schlechte Aussichten.

Die Zeitung stellt Mutmaßungen darüber an, warum Werner Schneyder so wichtig ist und befragt dazu die Prominenten, die irgendwelche Plattitüden und Höflichkeiten vom Stapel lassen, ganz zum Schluss die wunderbare Marion Mitterhammer, mit der Schneyder gerade auf der Bühne steht. (Ach, mit der würde

ich auch gern irgendwo stehen, lieber noch hinter als auf der Bühne, und lieber noch heute als in sechsundzwanzig Jahren. Aber ich sitze bloß beim Friseur. Ein prominenter Mächtiger (Banker) setzt sich nebenan und grüßt freundlich, aber das Einzige, was er wissen will, ist, »wo Frau Wegscheider geliebt« ist. Beim Herrenfriseur!!)

Wichtigkeit: Mir fällt aber auch ein, dass ich mit Werner Schneyder vor etwa drei Jahren nach einem gemeinsamen Lesabend in der Wirtschaftskammer beisammengesessen bin und lang geplaudert habe: Da ist er mir sehr verloren vorgekommen. Über Antonio Fian hat er sich geärgert, weil der ihn grundlos und grotesk angeschüttet hat. Über das Klagenfurter Musil-Institut hat er sich geärgert, wo er lesen wollte und sich angetragen hat, aber die längste Zeit nicht einmal eine Antwort bekommen hat. Über seinen Verlag hat er sich geärgert, der seine Bücher kaum noch verkaufte und auch keine neuen Bücher machen wollte. Gar kein Verlag wollte sich finden. »Ich bin am Markt«, sagte Werner damals. Das bedeutete: »Ich bin verlassen und allein.« Aber mit siebenundsechzig ist man eben nicht siebzig. Was wird in drei Jahren sein, wenn er dreiundsiebzig ist?

Abends im Stadttheater Tschechovs *Onkel Vanja* im Turri-
ni-Tonhof-Bühnenbild vom letzten Jahr. Pflegerls letzte Inszenierung, vielleicht überhaupt seine letzte: Er ist schwer krank, vom Krebs gezeichnet. Vor sechs Jahren in seinem Büro antwortete er auf meine Frage, ob ich rauchen dürfe: »Du wirst halt vor mir sterben.«

Der letzte Tschechov wurde in Klagenfurt vor zwölf Jahren gegeben, 1995, *Drei Schwestern*. Eine der Hauptrollen, wenn auch freilich keine der drei Schwestern, hatte Toni Böhm. Er hat mir Premierenkarten besorgt, und bei der Premierenfeier

(im *Michelangelo*) haben wir über *Schopenhauer* gesprochen, den er der Emmy Werner ans Herz gelegt hatte. Ein halbes Jahr später fand die Premiere im Volkstheater in Wien statt – auch wenn nicht Toni Böhm selbst, sondern Thomas Stolzeti gespielt hat. Und wie! Ein Glücksfall!

Letztes Jahr im Sommer ist Toni Böhm ganz plötzlich gestorben, in einem Hotelzimmer in Reichenau an der Rax. Tschechov und das ewige Abschiednehmen, das Abschiednehmenmüssen und Nichtabschiednehmenkönnen ... Ja, was ich eigentlich sagen wollte: Ich bin heute fast auf den Tag genauso alt wie Tschechov war, als er starb. Das ist mehr als ein bloßes Zahlenspiel. Das heißt für einen Autor etwas. Was hat man erledigt? Was gäbe es noch zu erledigen ...

(29. Jänner) Endlich, endlich hat David Axmann angerufen: Es geht also doch weiter, jedenfalls mit mir, dem »Einser-Autor« des Verlags. Prosaband im Herbst wie ausgemacht. Aber eben sparen, wo es nur geht. Eigentlich wollte man den Verlag zu drehen, gemeinsam mit der Pensionierung von Lendl.

(31. Jänner) In der Nacht hat mein Kind vierzig Grad Fieber. Isabella ist neun. Das Fieber lässt sich nicht senken. Besteht Lebensgefahr? Selbsttötungsgedanken. Unangenehm, noch immer keinen Revolver zu haben. Eine Szene schreiben, wie Sándor Márai zur Polizei geht und Schießunterricht nehmen will. Wo genau setze ich an, Herr Inspektor?

Wie viele Tabletten braucht man zum Whisky? Reicht eine Packung Xanor? Würde das funktionieren? Und wie nimmt man den Tod ein? Zuerst den Whisky, dann die Tabletten? Oder zuerst die Tabletten, dann den Whisky? Alles visualisieren! Ich stelle mir den Moment nach der Einnahme vor, den ersten Augenblick der Endgültigkeit: Ich habe mir den

Tod geben. Jetzt muss ich den Tod nehmen, unwiderruflich. Wie wird es mir da gehen, wenn es kein Zurück mehr gibt? Werde ich vorbereitet sein? Gelassen? Zufrieden? Oder werden Panikattacken kommen? Gut vorbereiten! Alles durchdenken!

(7. Februar) Wieder einmal eine meiner Glossen nicht erschienen, ohne Angabe von Gründen, ohne irgendeine Angabe oder Erklärung. Wahrscheinlich ein Inserat. Erfolglosigkeitsdepression. Niemand ist unersetzbar. Aber selten ist jemand so ersetzbar wie ich.

(8. Februar) Erste Recherchefahrt nach Friesach, Stadtmuseumsbesichtigung und Spaziergang mit Helga Steger. Es gibt florierende und verlierende Städte. Friesach ist eine verlierende Stadt. Eines gibt es in Friesach: Mittelalter. Und in Friesach sagt man zum Mittelalter nicht *Retro-Event*, sondern wirklich Mittelalter. Es gibt das Domikinerkloster, die Petersburg, die Burgfestspiele, eine fast gänzlich erhaltene mittelalterliche Stadtmauer, einen Stadtgraben, einen Pranger. Internetzugang gibt es auch in Friesach, und wenn man in die Suchmaschine den Begriff »Pranger« eingibt – aber ich greife vor.

Durch das Internet ist Friesach an jeden anderen Ort auf der ganzen Welt angeschlossen, mit allen Menschen überall auf der Welt verbunden. Aber wenn man den PC ausschaltet, die paar Stufen hinuntersteigt und vors Haus tritt, ist man wieder in Friesach, auf dem Hauptplatz von Friesach, vor dem Metnitztalerhof, dem Friesacherhof, dem Weißen Wolf, dem Goldenen Anker, und wenn man jemanden trifft, dann Friesacherinnen und Friesacher.

Was ich sehe, kann noch nicht alles sein. Es muss ein Dahinter geben. Ich stelle mir vor: Es gibt in dieser Stadt ein großes Ge-

heimnis. Alle Stadtbewohner kennen es, alle wissen Bescheid. Aber niemand sagt auch nur ein Wort, schon gar nicht einem Fremden gegenüber. Wer das Geheimnis der Stadt verrät, hätte mit den allerschlimmsten Folgen zu rechnen. Niemand tut es. Niemand denkt auch bloß daran. Ein Fremder prallt gegen eine Mauer des Schweigens.

Ich möchte etwas schreiben, was hier spielt.

(11. Februar) P.H.: Achtzig Seiten Dampf (meinetwegen genauestens beobachteter Dampf), dann immerhin zwei Seiten ein ganz brauchbares Weltgericht, und danach noch einmal achtzig Seiten Dampf. Und wie schon bei einer Lektüre vor Jahren das Gefühl, die Überzeugung: Stammt er von einem unbekanntem Autor, einem Noname, einem Debütanten, kein Lektorat der Welt hätte diesen Text angenommen.

(13. Februar) Ein zehnjähriges Mädchen wird auf dem Schulweg entführt und acht Jahre in einem Keller eingesperrt. Sehr unterhaltsam. Seeehr unterhaltsam.

Ein langhaariger Sozialminister geht zum Friseur. Sehr unterhaltsam. Seeehr unterhaltsam. Showmasternder Polizist kritisiert skifahrenden Maurer. Skifahrender Maurer schlägt zurück. Sehr unterhaltsam. Seeehr unterhaltsam.

Psychisch kranke Juristin lässt drei Kinder verwahrlosen. Sehr unterhaltsam. Seeehr unterhaltsam.

Eine Erzählung, in der jedes Kapitel, vielleicht jeder Absatz mit den Worten beginnt: Es hat noch nicht geschneit. Oder: Noch hat es nicht geschneit. Oder: Noch ist kein Schnee gefallen. Noch ist der erste Schnee nicht gefallen.

Eine Erzählung, in der jedes Kapitel, vielleicht jeder Absatz mit den Worten beginnt: Die Sonne scheint. Es ist schön. Der Himmel ist blau. (Sodass der erzählte Alltag dazwischen immer

gespenstischer wird.) Die Sonne geht nicht mehr unter (so wie in der Politik, in der Werbung, in den Medien): Sie hat sich irgendwie im Himmel verheddert und kommt nicht mehr weiter.

(16. Februar) Aufgewacht, die Augen gerieben und wieder gerieben und mit dem linken Auge alles nur noch verschwommen gesehen. Schwarze Punkte im Blick. In der Augenambulanz fanden die modernsten Apparate inklusive Augenärztin keine Erklärung. Zwei Tage später war die Sicht ebenso über Nacht wiederhergestellt, drei Tage später wieder behindert. Und alles unerklärt und ohne Zutun und Ursache. Was ist Lebensführung? Was ist Medizin? Mythen ...

(17. Februar) Die zwei Tage Winterurlaub im Gitschtal hätte ich mir sparen können. Was nützt die prächtigste Winterlandschaft und das herrlichste Sonnenwetter, wenn Schnee und Eis gatschig weich sind: Auf der Gartnerkofelabfahrt stecken geblieben. Im Weissensee stecken geblieben. Seenot, Bergnot – und dann auch noch die Augennot. Bleiben im positiven Bereich nur das Beef Tartar im Lerchenhof, Wittgensteinwolfis Landhaus in Kuhdorf und ein Blick in die *Zeit*. Jede Wette, dass dieses Exemplar der *Zeit* das einzige im ganzen Bauernerholungsdorf ist. Jede Wette, dass Wittgensteinwolfi der einzige Mensch im gesamten Gitschtal ist, der sich mit der Frage beschäftigt, ob Ulrich Greiner recht mit seiner abschätzigen Analyse bezüglich Wilhelm Genazino hat. Eine äußerst sinnlose Beschäftigung, zugegeben.

(20. Februar). Fasching. Endlich aus seiner Rolle ausbrechen, wunderbar! Die Hässlichen mögen doch endlich als Schöne gehen, die Armen als Reiche. Die Kranken mögen endlich als Gesunde gehen, die Toten als Lebende.

(23. Februar). Der Redakteur B. M. aus Graz hat mit den Worten *Ich habe eine schlechte und eine schlechte Nachricht für Sie. Welche wollen Sie zuerst hören?* angerufen und mich gebeten, ihm für das Wochenende einen anderen »Anpiff« zu schicken. Den über Stronach, Mateschitz und Assinger, den ich ihm geschickt habe, kann er nämlich leider nicht bringen. Gut finde er ihn schon, aber jetzt, wo sich die Zeitung nach langen Jahren und vielen Querelen mit diesen Herren arrangiert habe und man einander gut verstehe, stehe es nicht dafür ... die Herren seien nämlich sehr empfindlich und würden sich solche Kritik merken et cetera ...

Außerdem teilte mir Melichar in diesem Telefonat mit, dass der »Anpiff« zusammen mit der Sonntagsbeilage *Leben extra* mit Anfang März eingestellt wird. *Das hat Ihnen noch gar niemand gesagt?* Dass das Unangenehme immer an ihm hängen bleibt! *Also dann ...* Es gebe eine neue Sonntagsbeilage, mehr Serviceleiten und so, und da habe Satire keinen Platz mehr und passe irgendwie auch nicht mehr ins Konzept ... Vielleicht findet man ja andere Verwendung für mich, der Chefredakteur wird sich melden, ist aber gerade auf Urlaub ... Wenn das keine Mordsdepression gibt!

Ein Anruf genügt und ich bin unter dem Existenzminimum. Fünfundvierzig Jahre, fünfzehn Bücher, tausend Publikationen, ein Herzinfarkt, tausend Nebenwirkungen, tausend Leiden – und ich stehe wieder vor dem Nichts! Das habe ich notwendig gehabt.

Wie war das früher? Da hab ich auch keine fixe Kolumne gehabt und mich trotzdem durchgeschlagen. Und gar nicht schlecht. Ja, aber ich war jünger und kräftiger, und ich hatte mir andere Einkommensquellen erschlossen, die alle ohne mein Zutun versiegt sind: Eine Literaturzeitschrift nach der

anderen ist eingegangen, ein Verlag nach dem anderen. Das Radio ist ein Flächenradio geworden, macht nur noch »Geräusch« (Zitat: Der Landesdirektor) und hat die Literatur aufgegeben. Der Redakteur der *Stuttgarter Zeitung*, der mich geholt hat, hat die *Stuttgarter Zeitung* verlassen. Damit war auch ich weg. Dasselbe mit Achim Zons in der *Süddeutschen*, in der ich ein Jahrzehnt lang publiziert habe. Sein Nachfolger Alexander Gorkow nimmt noch gelegentlich Texte, aber nur alle zwei Jahre: Das ist kein Leben. Gut, was will einer, der in Klagenfurt lebt! Detto die *Furche*: Mit Klauhs, Boberski, Krassnitzer konnte man arbeiten. Mit Cornelius Hell ist alles fürchterlich mühsam und das meiste unmöglich. Alles hängt von Personen ab. Und alles zerfällt.

Seit fünfzehn Jahren hatte ich im Schnitt zwanzig Lesungen pro Jahr: Heuer ist nicht eine einzige vereinbart: Wie verhext! Wie abgerissen! Amalthea, ohnehin kein wirklich faszinierender Verlag, eine Kaiserin-Sisi-Verlautbarungsstelle, dessen Verlagsräumlichkeiten auch wie Sisi-Schlafgemächer aussehen, wo ich aber in den letzten zehn Jahren immerhin vier leidlich erfolgreiche Satirebände gemacht habe, habe ich letzten Juli ein neues Manuskript geschickt. Im Dezember hat man zuerst einen Termin mit mir verschwitzt, dann stellte sich heraus, dass das Manuskript verwurstelt war. Ich habe es noch einmal geschickt und bis heute nichts gehört. So behandelt man einen österreichischen Autor ...

Auf der Suche nach einem Umschlagmotiv für *Meine besten Niederlagen* habe ich aus Legosteinen ein Haus gebaut, auf den Dachgiebel eine Playmobilfigur als Selbstmörder gestellt und das Szenario von allen Seiten fotografiert. Aber es schaut nicht gut aus.

(24. Februar) Habe das Legohäuschen mit dem Legoselbstmördermännchen auf dem Dach gestern Abend im Wohnzimmer vergessen. Heute beschwert sich Herta. Sie will nicht, dass die Kinder so etwas sehen.

Gevatter Relaunch schlägt ja seit ein paar Jahren jedes Jahr zu. Am Anfang gab es noch »Zeit für ein Gedicht« (von Rilke und Ringelnatz, Mörike und Morgenstern, Bachmann und Wedekind und Hofmannsthal). Die »Zeit für ein Gedicht« wurde ersetzt durch die Rubrik »Moment Bitte«, eine spontane Telefonanfrage bei Prominenten, was sie gerade machen, sehen, essen et cetera, eine »Hallo wie geht's«-Geschichte also, die wiederum einem Pro- und Kontraspielchen zweier Hausredakteure weichen musste: Pro und Kontra Faschingskrapfen, Pro und Kontra Vogelhäuschenbasteln, Pro und Kontra lange Unterhosen, Pro und Kontra Ohrenschützer ...

Ich habe all das neben mir Stehende überlebt. Einmal bin ich aus Kostengründen auf die Hälfte gekürzt worden, ein anderes Mal wurde mein Porträt durch eine Karikatur von mir ersetzt. Und jetzt bin ich eben an der Opfer-Reihe.

Beim Frühstück sehe ich: Der Kulturchef der Zeitung interviewt zum zweiten Mal binnen einer Woche Armin Assinger. Diesmal rühmt er im Interview dessen »beeindruckende Lockerheit«. Tja, und da kann der Satiriker einen Tag später natürlich keine Satire schreiben, in der er sich über den beeindruckend Lockeren lustig macht. Drei Tage später bewundert der Kulturchef der Zeitung den neuen Handke. Was für ein Begeisterungsspagat! Und genau diese unseligen Philister kommen dann bei jeder Gelegenheit ganz ungeniert mit dem unseligen Bachmannsatz daher. Wie oft sind mir solche Haltungslosigkeiten aufgestoßen in den letzten Jahren! Wie oft habe

ich geschwiegen – aus Loyalität, Opportunismus, Ohnmacht. Doch: aus Ohnmacht hauptsächlich. Bezahlte Ohnmacht, zugegeben. Ist Schweigen verwerflich, wenn man weiß, dass einem, noch bevor man etwas sagen kann, der Ton abgedreht wird?

Viele sagen, was ihnen passt – aber eben ohne jede Reichweite. Reden, ohne dass einem irgendwer zuhört: Ist das nicht auch eine Art Schweigen? Die Alternative zu bezahlter Ohnmacht ist unbezahlte Ohnmacht.

(25. Februar). Ohne Xanor geschlafen: kaum und schlecht geschlafen. Zwei Träume: ein Flugzeugabsturz bei St. Veit (mit mir an Bord. Bruchlandung auf einem Sportplatz, dann Traumriss). Und der Sportreporter Peter Elsner beschwert sich über die katastrophalen Zustände bei mir daheim in der Toilette.

(26. Februar) Samo Kobenter hat angerufen und wir haben länger miteinander geplaudert. Hat gutgetan. Er hat mir von einer ganz schlimmen Kritik Michael Scharangs im *Spectrum* über Ronald Pohl erzählt, der Theaterkritiker beim *Standard* ist (wir sind vor Jahren einmal im Café Raimund gesessen) und sich jetzt als Romancier bei Droschl versucht hat. Eine Vernichtung. Eine völlige Vernichtung.

Ich hab es nachgelesen: Tatsächlich, das war die vernichtendste Kritik, die ich je gelesen habe, wenn auch – gemessen an den Pohl'schen Originalzitate – vielleicht nicht gänzlich aus der Luft gegriffen. Aber mit so viel Schaum vorm Mund soll man nicht rezensieren. Und man muss ja wegen eines Buches nicht gleich eine ganze Stadt dem Erdboden gleichmachen. Ich stelle mir vor:

Die Nachrichten. Graz. Graz existiert nicht mehr. Niederge-

bombt und bis auf die Grundmauern abgebrannt Literaturhäuser und Verlagsanstalten. Zwischen vereinzelt Glutnestern die Leichenhaufen goutierend reitet im Trab zufrieden schmunzelnd und leise »Ceterum censeo« pfeifend Generaloberst Scharang und denkt sich: Jetzt kennt man mich! Jetzt hat man mich kennengelernt! Schade eigentlich, dass niemand mehr da ist ...

(28. Februar) Mein Chefredakteur hat aus dem fernen Graz angerufen, sich für sein langes Schweigen entschuldigt (man sei Last-minute-Erotiker; Originalzitat) und mir anstatt des »Anpiffs« eine Kolumne auf der Medienseite angeboten. Ich habe freie Hand, könne ruhig auch hintergründig sein. Was er nicht gesagt hat (das tut die Sekretärin tags darauf): Ich habe nur noch tausend Zeichen zur Verfügung, knapp die Hälfte des bisherigen. Insgesamt bin ich in den letzten drei Jahren um zweihundert Prozent gekürzt worden. Tausend Zeichen, das sind bei mir drei Sätze. Welch enormen Hintergrund kann man in drei Sätzen entwickeln?

Fernsehkritiker! Ich Fernsehkritiker! Das mir! Journalist ist bekanntlich einer, der seinen Beruf verfehlt hat. Und wenn er nicht einmal Journalist, sondern bloß Schriftsteller ist, und auch innerhalb des Journalismus mangels brauchbaren Expertentums und mangels hausinterner Lobby für nichts zu verwenden ist, dann heißt das Gnadenbrot: Fernsehkritik. Zugegeben: Ich war die Erfindung des jetzigen Chefredakteurs. Aber ich war und bin ein Fremdkörper: Ich habe das Haus, für das ich schreibe, nie gesehen, ebenso wenig auch nur einen einzigen Mitarbeiter. Ich lebte und lebe hundertfünfzig Kilometer entfernt. Und auch ein Chef wird mürbe gegen hundert Naserümpfer, die tagtäglich die Nase rümpfen.

Was habe ich getan? Gezürnt? Empört abgelehnt? Iwo. Devot zugesagt. Dankbar. Denn die Alternative wäre gewesen:

gar nichts. Und der Gang in die Donau. In die Mur wäre ich so oder so nicht gegangen. *Die* Genugtuung hätte ich ihnen nicht verschafft. Was jetzt erscheint, ist also nur noch die lächerliche Wortspende zur Grundsicherung eines jämmerlichen Schriftstellers.

(5. März) Beim Neurologen zwecks Vereinbarung eines Termins angerufen. Die Sprechstundenhilfe fragt, worum es denn gehe. Ich sage, dass würde ich gern dem Doktor sagen. Was mir denn fehle, fragt sie? Das würde ich eben gern vom Doktor erfahren.

Man sei ausgebucht, und man mache keine Gesprächstherapie, sagt sie. Ich will keine Gesprächstherapie, ich will eine einmalige Untersuchung. Worum es denn gehe, man werde mein Anliegen vertraulich behandeln, sagt die Frau am Telefon, deren Stimme ich zum ersten Mal höre, die ich nie gesehen habe, von der ich nicht einmal den Namen kenne.

Es ist unfassbar. Krank darf man nicht sein, wenn man einen Arzt braucht.

Ein Redakteur von den *Salzburger Nachrichten* hat sich gemeldet. Und was will er? Etwas über Kärnten. Über den Sonderfall Kärnten ...

(18. März) Ein Tag in Rovinj, genau genommen bloß ein paar Stunden und eine Übernachtung. Rovinj, das schönere Venedig, *mein Venedig*, und auch fast doppelt so weit entfernt. Gerade recht für einen Sehnsuchtsort. Im *Hotel Park* auf der Terrasse sitzen, auf den Ort schauen, auf die schwimmende Inselstadt, nur ja nicht ans Schreiben denken. Nicht an mich, nicht an zu Hause, nicht an die Zeitung, nicht ans Sterben. An gar nichts. Blauer Himmel, blaues Meer, bunte Häuser,

die heilige Euphemia auf der Kirchturmspitze, eine Fischplatte, eine Nusspalatschinke, ein Glas Wein, ein Zigarillo.

(16. April) Der Landeshauptmann belehrt unsere Jugend: Du musst nicht gut sein. Du musst nichts leisten. Du musst nichts können. Du musst bloß reich sein und dich mit dem fusionieren, was du gerne hättest. Du musst nicht siegen. Du musst es dir richten. Lieber reich und gesund als arm und krank: Wer könnte dagegen etwas haben?

Ein »Nicht genügend« geschrieben? Fusioniere dich einfach mit einem »Sehr gut« und gib ihm drei Lollis. In der Sechsten Klasse durchgefallen? Fusionier dich einfach mit einem Siebentklässler und gib ihm dreihundert Lollis. »Man muss das nüchtern betrachten« (Manfred Mertel): Wenn der Läufer nicht ins Ziel kommt, dann muss das Ziel eben zum Läufer kommen. Warum nicht? Ist doch eine »Rieseng'schicht« (Constantini). Ein »Volltreffer« (Bürgermeister Scheucher). Straffällig geworden? Verurteilt worden? Einfach mit dem Justizminister fusionieren! Bei der Gelegenheit sollte man übrigens den Ablasshandel dringend wieder einführen. Wo kommen wir denn da hin, wenn man sich von seinen Sünden nicht mehr freikaufen kann?

Krank? Kein Problem! Einfach mit einem Gesunden fusionieren (und ihm gegen Bares die Krankheit überlassen). Tot? Einfach mit einem Lebenden fusionieren! »Das würde die Stimmung sofort heben« (Roland Kollmann). Haider macht's möglich.

Warum sollte es in der Kultur anders sein? Ich fahre jetzt nach Mailand und fusioniere mich mit Umberto Eco. In seinem letzten Buch »Im Krebsgang voran« erwähnt er den Herrn Landeshauptmann sogar namentlich (wenn auch als abschreckendes Beispiel), und da steht der schöne Satz: »Man kann

siegen, auch wenn man unrecht hat.« Ab sofort erscheine ich dadurch aus dem Italienischen übersetzt bei Hanser, ob es dem Verlagschef Michael Krüger passt oder nicht. Josef Winkler fusioniert sich mit dem Nockalmquintett, nennt sein neues Buch »Herzen, die sich nachts begegnen« und ist ab sofort bis zum jüngsten Tag Nummer eins der Bestenliste.

(18. Mai/Gegenstimme) Ganz Kärnten jubelt. Wir sind wieder wer! Wir sind oben! Nur ich juble nicht. Hat der FC Kärnten mitreißende Leistungen geboten? Nein. Hat der FCK viele Spiele gewonnen? Nein. Hat er viele Tore geschossen? Nein. Ist er Tabellenführer und daher Aufsteiger? Nein. Er ist Siebenter, und im Verein geht es seit Jahren bergab und seit Langem drunter und drüber. Aber das ist ja ganz egal. Positionen zählen ebenso wenig wie Leistungen. Der Landeshauptmann hat seinen Nachbarn beauftragt, für viel Geld einen kleinen Ort in Oberösterreich zu schlucken, aus der Fußballlandkarte zu radieren und seinen Platz einzunehmen.

Juhu! Jubel! Was höre ich? Man muss pragmatisch, vernünftig und wirtschaftlich denken? Pragmatisch und wirtschaftsfreundlich wäre es sicher auch, alle vierzehn Tage Weihnachten zu feiern. Dem Bischof müsste man es halt irgendwie schmackhaft machen ... Fußball war auch einmal eine Art Religion, jedenfalls für wirkliche Fans. Jetzt nicht mehr.

Interessanterweise schwimmt Kärnten immer dann, wenn sich der omnipräsente Dauerrückzügler Haider etwas in den Kopf setzt, in Geld sagenhafter Herkunft. Wird schon nicht aus Libyen sein, oder aus dem Irak oder aus Palermo. Nein, es kommt von »Gönnern«! Wahrscheinlich wieder die »Gönner der Wörtherseebühne«! Kennt man die Gönner des Millionendebakels mittlerweile eigentlich schon? Ach, die »wollen nicht genannt werden«? Na dann ...

Wie auch immer: Ein Musterbeispiel sportlicher und gesellschaftsmoralischer Verkommenheit ist dieser »grandiose Coup mit Pasching« auf jeden Fall, außerdem eine Schande, wenn es ein Verein, der ein ganzes Bundesland repräsentieren will, notwendig hat, sich mit einem Dorfclub zusammenzutun, um einen Platz bei Hof zu kaufen, der ihm durch Qualifikation und Leistung nicht zusteht. Als Austria Klagenfurt und Villacher SV sich zum FC Kärnten fusionierten, um gemeinsam stärker zu werden und am selben Strang zu ziehen: Das war eine Fusion! Pasching und Kärnten haben keinen Strang, kein größeres Ganzes, das sie für eine Gemeinschaft qualifizierte, und für eine Verschmelzung liegt zu viel Steiermark zwischen Pasching und Kärnten. Warum fusioniert sich Pasching nicht mit dem LASK? Warum steigt nicht der Zweitplatzierte auf? Das wäre wenigstens nachvollziehbar. Aber der Siebente? Dann kann jeder! Die Wahrheit ist: Pasching verkauft sich (das heißt: Der Alleineigentümer von Pasching verkauft Pasching) und Kärnten bezahlt das Freiergeld.

Wessen Denken sich in bloßem Eigennutz erschöpft, der jubelt heute: Das heißt: das moralisch verkommene Establishment dieses Schurkenbundeslands! Aber wie würden sich dieselben empören, wenn nächstes Jahr Erwin Pröll auf die Idee käme, in Langenlois einen Bundesligaclub zu haben und sich dazu die zwanzigtausend Rückbautribünenplätze aus Klagenfurt für ein neues Stadion und auch gleich den FC Kärnten kauft, welcher nach Langenlois übersiedelt und in Kärnten über Nacht in der Landesliga spielt! Wer bei seiner Meinungsbildung die Dimensionen seiner persönlichen Vorteilswelt nie verlässt, der jubelt heute. Aber wer möchte, dass die Entscheidungsträger auch in diesem Land so handeln, dass die Maxime ihres Handelns zum allgemeinen Gesetz erhoben werden kann, der wird sich angeekelt abwenden und nachvollziehen

können, warum man im ganzen restlichen Österreich wieder einmal den Kopf über dieses Land schüttelt, wo man ungeniert Spielregeln bricht und sportliche Werte mit den Füßen tritt, wie es einem gerade passt.

Ab sofort muss niemand mehr um den Aufstieg kämpfen (und die Anhänger müssen weder zittern noch mitfiebern). Den Aufstieg kauft man sich. Und es muss sich auch niemand vor dem Abstieg fürchten. Den Klassenerhalt kauft man sich. Den Meistertitel kauft man. Er geht an den Bestbieter. Zum Ersten, zum Zweiten und zum Dritten. Man muss nur Gönner haben, das ist das ganze Geheimnis. Nur spielen muss man dann nicht mehr, jedenfalls nicht Fußball. Höchstens DKT. Canori, Grad und Haider haben den Rubikon überschritten. Ab sofort ist der Sport sportlich wertlos. Ab sofort ist alles wertlos.

Ich bin einer der ganz wenigen Kärntner, der dem wertezertrümmernden Gruselkabinett nicht zujubelt, das den Fußball als Ganzes ruiniert. Selbst meine Freunde machen es sich bequem. Ich bin allein, und heute weiß ich, wie sich damals das Wörtherseemandl gefühlt haben muss. Nur Fass habe ich keines, bloß einen Kopf und ein Herz und einen Trauerflor, ohne den ich das schöne neue Stadion fortan nicht betreten werde.

(10. Juni) Zum zweiten Mal binnen eines Jahres in Zürich (*innert* eines Jahres, würden die Schweizer sagen: So schnell lerne ich!), und anders als beim ersten Mal ist es mir diesmal gelungen, einen Parkplatz zu finden, ein Hotel zu finden und Franken zu wechseln. Alle diese Maßnahmen wirkten sich äußerst günstig auf meinen weiteren Aufenthalt aus.

Beim ersten Mal – mittels Stau in die Stadt gelangt – habe ich inferior Reisender Zürich ohne Parkplatz, ohne Franken zwei Stunden nach der Ankunft im selben Stau völlig frus-

triert wieder verlassen. Diesmal aber schlenderte ich mitten auf dem Kontinent und doch außerhalb Europas weltmännisch den Limmatquai entlang, umkurvte das Denkmal Zwingli und die am Central plakatierte Ausschreibung der »Außerordentlichen Schießpflicht« des Kantons Zürich mit genauen Bestimmungen bezüglich der Erfüllung der Schießpflicht, der Dispensierung von der Schießpflicht sowie der Ankündigung des Nachschießkurses am 3. November in der Schießanlage Albisgütli, bezahlte mit einem Zehnfrankenschein, auf dem Le Corbusier seine Augengläser nicht vor den Augen, sondern auf der Stirn trägt, das gute alte Sinalco, dessen Geschmack ich seit meinen Kindertagen nicht mehr am Gaumen hatte, bewunderte die grauen Kirchen mit den grünen Dächern und < die hübschen Mosaikfenster von Chagall, ließ mich in der Krypta des großen Münsters für eine Fotografie vom Schwert Karls des Großen abstechen, bestieg forschen Schrittes den dafür vorgesehenen der beiden Türme des Münsters und blickte in alle vier Himmelsrichtungen über die Dächer der Stadt am See, deren Panorama mich an meine Stadt am See erinnerte.

Ich lustwandelte auf der Bahnhofstrasse und fand sogar den Letziggrund. Zusammen mit meinen Kollegen vom Österreichischen Literatennationalteam saß ich am Bellevueplatz im Schanigarten des berühmten Grand Cafés Odeon und schwang sorgenvolle Reden über die Zustände bei uns daheim. Im Exil saßen Karl Kraus oder Stefan Zweig vor nicht ganz hundert Jahren hier (sie konnten einander natürlich nicht ausstehen und hätten nie und nimmer gemeinsam in der Österreichischen Literatennationalmannschaft gespielt. Es gab damals auch noch keine). Später dann waren unter den Gästen des Odeon James Joyce, Alfred Kerr oder Klaus Mann. Im Tagebuch Stefan Zweigs ist über das Café Odeon und seine Kaffeehauspazifisten zu lesen: »Ein bärtiges Durcheinander von Her-

ren vor gedeckten Tischen, dazwischen Wedekind, der vorliest in eine gespannte und doch sumpfige Sphäre. Das Lächerliche hier zu wirken wird mir klar, glücklicherweise kommt auch niemand mir entgegen. Das Hartmögliche, Unverbindliche, Grobe, Taktlose dieser Schweizer ist mir unerträglich: man will doch keine Wärme im voraus, aber doch in einem Gespräch jenen Anfang, der einem Mut macht. Ich verstehe ja genau die feindselige Vorsicht, die hier alle Menschen haben: Sie sind von der deutschen Taktlosigkeit zu oft missbraucht worden (...) Schrecklich hat sich mir das Kleinbürgerliche dieses Landes aufgetan, die Pygmäensphäre, diese mit Bildung und Pflichtbegriffen zu dick durchsetzte Handhabung der Kunst, diese pfennigfuchsende Nationalität, diese Spießervereine (...)! Ich verstehe ja wie in diesem Quengel, wo die biederen Versemacher einander ihr Zeug vorlesen, der Wind Europas wie böse Zugluft erscheint – aber welche Schmach, dass wir in diese Niederungen steigen. Ich freue mich meines Stolzes, der diesen harten Burschen keinen Schritt entgegengeht.«

Glücklicherweise war diesmal aber nicht der Vorabend des Ersten Weltkriegs, sondern der Vorabend der Fußballeuropameisterschaft, die Österreich und die Schweiz gemeinsam zu veranstalten sich anschickten. Ernst ist das Leben, heiter bis wolkig die Kunst. Während die professionellen Fußballer aller Herren Länder Fußball seit Langem *arbeiteten, spielten* wir Schriftsteller Fußball am Utogrund, der Heimstätte von Juventus Zürich, von dessen Existenz ich hier zum ersten Mal gehört hatte. Vor und nach dem Spiel suhlten sich alle zweiundzwanzig in ihren chronischen Knieproblemen und Meniskusschäden, während des Spiels merkte man aber nichts davon. Nur mein Übergewicht ging auch während des Spiels nicht weg. Aber was sollte da erst Patrick Tschan an der Outlinie sagen? Der Schiedsrichter war ebenfalls ein Schweizer Autor,

wenn auch aus der französischen Schweiz, und jedes Mal, wenn seine Landsleute ein Foul begingen, rief er achselzuckend »Jouez! Jouez!«. Ich verstand ja genau die feindselige Vorsicht, das Grobe und Taktlose dieser Schweizer: Schließlich hatten sie das Hinspiel in Wien haushoch verloren. Ich machte es mir also sicherheitshalber in der gegnerischen Hälfte gemütlich. Das Lächerliche, hier zu wirken, war mir klar. Glücklicherweise kam mir auf dem Platz auch niemand entgegen und anders als unser Betreuer, der an der Outline eindeutige Gesten machte, dass ich mich mehr bewegen sollte, freute ich mich meines Stolzes, diesen harten Burschen keinen Schritt entgegenzugehen, sondern lieber mit dem Schweizer Tormann und Literaturwissenschaftler Paul Knüsel zu plaudern. Vor und nach dem Match lasen wir einander unser Zeug vor. Während die Schweizer – wie gesagt – biedere Versemacher entsandten, handelten sämtliche österreichischen Literaturproben von grantigen Lustmördern, sodass der Schweizer Kapitän Richard Reich seinen Gästen attestierte, die Österreicher sagten andauernd »lachend Gemeinheiten«. Richard Reich sagte das lächelnd, aber er meinte es, wenn ich ihn richtig verstanden habe, nicht ironisch.

Zu diesem Anlass war ich also wieder nach Zürich gekommen. Aber all das, Fußball und Sinalco, Limmatquai und Odeon, war nur Vorgeplänkel. Denn auf gar keinen Fall wollte ich Zürich diesmal verlassen, ohne am Südufer des Sees, wo einander Villen, Rudervereine und Badeanstalten abwechseln, genau wie ich es von mir daheim kenne, den Zürcher Vorort Kilchberg gefunden zu haben, und ich hätte Kilchberg nicht verlassen, ohne am Hang oben die Kirche mit dem Kirchfriedhof gefunden zu haben, wo nicht nur Conrad Ferdinand Meyer, sondern vor allem der vielleicht größte Exildichter deutscher Sprache begraben liegt, der mehr als alle anderen

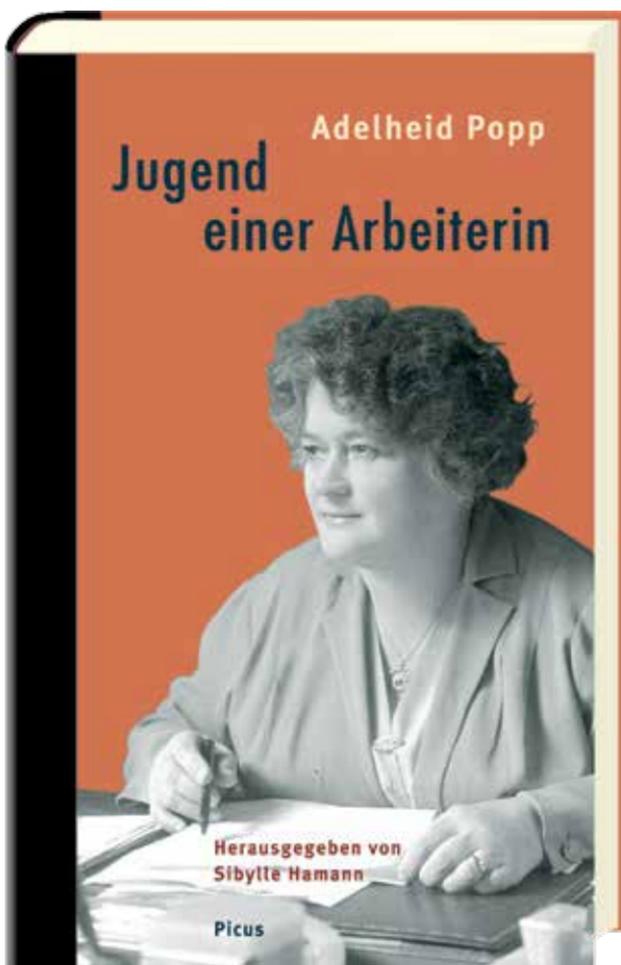
am liebsten zu Hause in Deutschland geblieben wäre, im guten alten Deutschland nämlich mit den schönen Weihnachtsfesten und den guten Obstschnitten, mit den Bürgerhäusern und den Fachwerkbauten, wenn das irgendwie möglich gewesen wäre, und wenn es dieses gute, alte Deutschland noch gegeben hätte: So hat er sich sein Deutschland als alter Mann außerhalb Deutschlands errichten müssen, der »hartnäckige Villenbesitzer«, wie man ihn bezeichnet hat, das »sanfte Arschloch«, wie Kurt Tucholsky ihn genannt hat: Jetzt bleibt er bis in alle Ewigkeit in der Schweiz: Thomas Mann.

Ein Grab kann man sich schwer vorstellen, wenn man es nicht gesehen hat. So klein ist der Friedhof von Kilchberg nicht und so spektakulär oder solitär ist das Grab von Thomas Mann bei Weitem nicht, dass man danach nicht suchen müsste. Im Gegenteil: Es ist nicht monumental, sondern diskret. Aber man hat von hier einen prächtigen Ausblick über die Zürcher Seenlandschaft: ein weiter Horizont. Der Tote selbst kann das Panorama natürlich nicht mehr genießen, aber er erweist sich noch postum als geschmackvoller Gönner und Friedhofshaus-herr, als Grandseigneur und steinerner Gastgeber. Die sein Grab aufsuchen, lädt er ganz automatisch auf diesen ästhetischen Benefit der Natur ein. Hier herauf kommt niemand ganz umsonst. Wir danken. Als Grabstein dient ein Kubikmeter Granit, ein schöner Block in Würfelform mit scharfen geraden Kanten. Darauf steht THOMAS MANN, seine Jahreszahlen und sonst nichts. Mehr ist auch nicht nötig. Wer die *Buddenbrooks*, den *Zauberberg* oder den *Doktor Faustus* gelesen hat, der braucht keinen weiteren Hinweis auf ihren Schöpfer. Und wer nichts gelesen hat, dem hilft auch kein Hinweis. Platz auf dem Grabwürfel hat außer Thomas Mann nur noch seine Frau Katja gefunden, die ihm nicht nur alle seine Krankheiten bis zum Schluss entweder verschwiegen oder verharmlost, sondern

auch unbedingtes, golden schweigendes Verständnis für alle Neigungen ihres Mannes aufgebracht hat.

Vor den herausragenden Eltern gruppieren sich auf in die Erde gelassenen Steinplatten die Kinder: Monika. Erika. Michael. Zuletzt Elisabeth Mann Borgese 2002. Nur Klaus ist nach seinem Freitod an der Côte Azur geblieben. Fast geschlossen hat die Familie nach langen Leben wieder in Frieden zueinander gefunden, endgültig und für immer. Unterschieden sind die einzelnen Mitglieder nur durch die Jahreszahlen: Thomas Mann, das Oberhaupt, hat lateinische, die Kinder haben arabische Zahlen. Kein besonderer Grabschmuck, keine Schnittblumen. Dafür etliche vielleicht erbsengroße Gedenksteinchen auf dem parentalen Grabstein und den Grabplatten der Filialgeneration. Ein einziges Mal habe ich solche Gedenksteinchen schon gesehen, auf dem Grab Carlo Michelstaedters am jüdischen Friedhof von Nova Gorica nämlich, weshalb ich sie für einen mosaischen Brauch gehalten habe.

Als wir die Manns und den Kilchberger Friedhof verlassen, bemerken wir, dass der Friedhofsgärtner ein Stück Rasen notdürftig eingezäunt hat, und als Latten für diesen Zaun hat er die von hölzernen Grabkreuzen genommen, die in frischen Grabhügeln stecken. Denn anders sind die Jahreszahlen auf den Zaunlatten nicht zu erklären. Bei allem, was sie tun, denken die Schweizer ökonomisch. Harte Burschen, manchmal grob und taktlos. Dass Thomas Mann auf einem Billigfriedhof liegt, kann man deshalb aber nicht sagen. Das wäre gemein.



*ca. 168 Seiten, Halbleinenband mit
farbigem Vor- und Nachsatzpapier
ISBN 978-3-7117-2087-0, € 20,-
eISBN 978-3-7117-5407-3, € 15,99*

Erscheint am 4. September 2019

ADELHEID POPP

JUGEND EINER ARBEITERIN

HERAUSGEGEBEN VON SIBYLLE HAMANN
MIT ESSAYS VON KATHARINA PRAGER
UND SIBYLLE HAMANN

ÜBER DAS BUCH

Ein Schlüsselwerk der sozialdemokratischen Frauenbewegung in neuer, historisch und politisch kommentierter Ausgabe in bibliophiler Aufmachung.

Adelheid Popp war die erste Frau, die am 4. März 1919 im österreichischen Parlament das Wort ergriff. Sie war ein Kind aus den Wiener Elendsquartieren, aus einer bitterarmen, patriarchalen, gewalttätigen, bildungsfernen Zuwandererfamilie. Eine wie sie hätte es eigentlich nie so weit bringen dürfen. Doch sie überwand die Hindernisse ihres Herkunftsmilieus und wurde zur Pionierin der österreichischen Frauenbewegung. Wie gelang das? Was können wir von ihr lernen? Welche Kräfte sind es, die bis heute Kinder aus ähnlichen Milieus kleinhalten? Und was muss in Österreich geschehen, damit das Potenzial vieler kleiner Adelheids gehoben wird?

Sibylle Hamann und Katharina Prager zeichnen nicht nur den historischen Rahmen der Erinnerungen Adelheid Popp nach, sondern stellen diese auch in einen aktuellen Kontext.



Die ersten weiblichen Abgeordneten im österreichischen Parlament 1919.
Vorne links Adelheid Popp. Foto ÖNB Wien: 1118.074C

DIE AUTORIN UND DIE BEITRÄGERINNEN

Adelheid Popp wurde 1869 in eine Arbeiterfamilie geboren. Bereits als Kind war sie gezwungen, in einer Fabrik zu arbeiten. Sie engagierte sich als eine der Ersten für die (Arbeiter-)Rechte von Frauen und gilt als Vorkämpferin der sozialdemokratischen Frauenbewegung.

Sibylle Hamann, geboren 1966, Studium der Politikwissenschaft. Seit 1990 journalistisch tätig, von 2007 bis 2016 Chefredakteurin der »liga. Zeitschrift für Menschenrechte«, Lek-

torin an der FH für Journalismus, derzeit freie Journalistin und ständige Autorin und Kolumnistin für »Falter« und »Die Presse«.

Katharina Prager ist Historikerin und Kulturwissenschaftlerin. Sie forscht und publiziert zu Auto/Biografie und Geschlechtergeschichte mit Schwerpunkt auf Wien um 1900 und Exil.

Die meisten Menschen, wenn sie unter normalen Verhältnissen herangewachsen sind, denken in Zeiten schwerer Schicksalsschläge mit Dankbarkeit und Rührung an die schöne glückliche sorgenlose Jugendzeit zurück und seufzen wohl auch verlangend: Wenn es nur noch einmal so würde!

Ich stehe den Erinnerungen an meine Kindheit mit anderen Gefühlen gegenüber. Kein Lichtpunkt, kein Sonnenstrahl, nichts vom behaglichen Heim, wo mütterliche Liebe und Sorgfalt meine Kindheit geleitet hätte, ist mir bewußt. Trotzdem hatte ich eine gute, aufopferungsvolle Mutter, die sich keine Stunde Rast und Ruhe gönnte, immer getrieben von der Notwendigkeit und dem eigenen Willen, ihre Kinder redlich zu erziehen und sie vor dem Hunger zu schützen. Was ich von meiner Kindheit weiß, ist so düster und hart und so fest in mein Bewußtsein eingewurzelt, daß es mir nie entschwinden wird. Was anderen Kindern Entzücken bereitet und glückseligen Jubel auslöst, Puppen, Spielzeug, Märchen, Näschereien und Weihnachtsbaum, ich kannte das alles nicht, ich kannte nur die große Stube, in der gearbeitet, geschlafen, gegessen und gezankt wurde. Ich erinnere mich an kein zärtliches Wort, an keine Liebkosung, sondern nur an die Angst, die ich, in einer Ecke oder unter dem Bett verkrochen, ausstand, wenn es eine häusliche Szene gab, wenn mein Vater zu wenig Geld nach Hause brachte und die Mutter ihm Vorwürfe machte. Mein Vater war jähzornig, er schlug dann die Mutter, die oft nur halb angekleidet fliehen mußte, um sich bei Nachbarn zu verbergen. Dann waren wir einige Tage allein mit dem grollenden

Vater, dem man sich nicht nähern durfte. Zu essen gab es dann nicht viel, mitleidige Nachbarn halfen uns, bis die Mutter, von der Sorge um ihre Kinder und den Hausstand getrieben, wieder kam.

Solche Szenen kehrten fast jeden Monat und auch früher wieder. Mein ganzes Herz hing an der Mutter; vor dem Vater hatte ich eine unbezwingliche Scheu, und ich erinnere mich nicht, ihn je angeredet zu haben, oder von ihm angesprochen worden zu sein. Meine Mutter sagte mir später, daß es ihn ärgerte, daß ich, das einzige Mädchen unter fünf am Leben gebliebenen Kindern, dunkle Augen wie meine Mutter hatte.

Ein Weihnachtsabend, an dem ich noch nicht ganz fünf Jahre alt war, ist mir noch immer in Erinnerung. Beinahe hätte ich dieses eine Mal einen Weihnachtsbaum bekommen. Meine Mutter wollte mir, ihrem jüngsten Kinde, auch einmal zeigen, was das Christkind ist. Wochenlang hatte sie immer einige Kreuzer zu erübrigen getrachtet, um ein kleines Kochgeschirr für mich zu kaufen. Der Weihnachtsbaum war geschmückt mit bunten Papierketten, vergoldeten Nüssen und mit dem bescheidenen Spielzeug behängt. Mit dem Anzünden der Lichter wurde auf den Vater gewartet, der zum Fabrikanten gegangen war, um Ware abzuliefern. Er sollte Geld bringen. Es wurde sechs Uhr, dann sieben und endlich acht Uhr, der Vater kam nicht. Wir waren alle hungrig und verlangten zu essen. Wir mußten die guten Mohnnudeln, Äpfel und Nüsse allein ohne den Vater essen, worauf ich zu Bette gehen mußte, ohne daß die Lichter auf dem Weihnachtsbaum gebrannt hätten. Die Mutter war zu mißgestimmt und zu sorgenvoll, um den Baum anzuzünden. Ich lag schlaflos in meinem Bette; ich hatte mich so auf das Christkind gefreut, und nun war es ausgeblieben. Endlich hörte ich den Vater kommen, er wurde nicht freundlich empfangen, und es kam wieder zu einer heftigen Szene.

Er hatte weniger Geld gebracht, als die Mutter erwartet hatte, dann war er unterwegs in ein Gasthaus gegangen. Er hatte fast zwei Stunden zu gehen und wollte sich einmal erwärmen. Er war dann länger sitzen geblieben, als er zuerst gewollt, und kam angetrunken nach Hause. Ich guckte bei dem Lärm, der sich nun erhob, von meiner Schlafstelle nach den Eltern – und da sah ich, wie der Vater mit einer Hacke den Weihnachtsbaum zerschlug. Zu schreien wagte ich nicht, ich weinte nur, weinte, bis ich einschlief.

Am nächsten Tag empfand mein Vater wohl Mitleid mit mir, denn er gab mir einige Kreuzer, wofür ich mir Blechgeschirr kaufen durfte. Mitleidige Menschen schenkten mir dann auch eine Puppe und anderes Spielzeug, das für ihre Kinder schon durch schöneres, prächtigeres ersetzt worden war.

Und noch an eine Bescherung kann ich mich erinnern. Als ich schon in die Schule ging, wurde von einem reichen Mann, der eine große Fabrik besaß, in der viele Hunderte Männer und Frauen arbeiteten, für die armen Schulkinder eine Weihnachtsbescherung veranstaltet. Auch ich gehörte zu den Glücklichen, die mit Naschwerk und wollenen Kleidungsstücken beschenkt wurden. Die große, mächtige Tanne gab mehr Licht, als ich je gesehen hatte, und der Festschmaus, der uns gegeben wurde, brachte uns alle in glückselige Stimmung. Wie dankbar war ich dem guten, reichen Mann, der ein so mildtätiges Herz für die Armen hatte. Als später meine verwitwete Mutter in seiner Fabrik für drei Gulden Wochenlohn täglich zwölf Stunden arbeiten mußte, konnte ich noch nicht beurteilen, daß darin die Quelle für seine »Großmut« gelegen war.

Erst viel später kam ich zu dieser Erkenntnis.

Mein Vater wurde von einer bössartigen Krankheit, einem Krebsleiden, befallen, wodurch wir in große Not kamen. Im

Krankenhaus wollte der Vater nicht bleiben; da er aber ärztliche Hilfe und Medikamente haben mußte, so verschlangen diese fast alles, was verdient wurde, und unsere Verhältnisse gestalteten sich immer jammervoller. So oft ich mit einem Rezept in die Apotheke geschickt wurde, klagte meine Mutter, wie lange das noch dauern würde. Eines Tages war es so weit, daß der Geistliche geholt wurde, um dem Vater die Beichte abzunehmen und ihn mit den Sterbesakramenten zu versehen. Das war für mich ein großes Ereignis. Alle Hausbewohner knieten in unserem Zimmer und wir mit ihnen. Weihrauch erfüllte die Luft, und das Schluchzen meiner Mutter war zwischen den Gebeten hörbar. Wenige Stunden später starb mein Vater. Die Mutter hatte es ihm nie vergessen, daß er ohne ein versöhnendes Wort für sie und ohne eine Ermahnung an seine Kinder gestorben war.

Ich empfand keine Betrübniß, ja, als ich die von einer wohlhabenden Familie geliehenen Trauerkleider mit Hut und Schleier trug, empfand ich weit eher ein Gefühl der Genugtuung, auch einmal so schön angezogen zu sein. Meine Mutter war jetzt die Ernährerin von fünf Kindern. Mein ältester Bruder war wohl schon achtzehn Jahre alt, aber er konnte uns keine Stütze sein, da er ein im Niedergange begriffenes Handwerk erlernt hatte. Er entschloß sich, sein Glück in der Fremde zu suchen und schnürte sein Bündel. Zwei Brüder, die bisher mit dem Vater zu Hause gearbeitet hatten, kamen in die Lehre, der jüngste zehnjährige ging in die Schule.

Meine Mutter hatte viel Willenskraft und angeborenen Verstand. Sie war beseelt von dem Wunsche, zu zeigen, daß auch eine Mutter Kinder ernähren könne. Ihre Aufgabe war eine unendlich schwere, da sie außer häuslichen Arbeiten nichts gelernt hatte. Früh verwaist, war sie mit sechs Jahren in den Dienst gekommen; sie hatte nie eine Schule besucht und konnte daher

weder lesen noch schreiben. Sie war auch eine Feindin der »neu-modischen Gesetze«, wie sie die Schulpflicht nannte. Sie fand es ungerecht, daß andere Menschen den Eltern vorschrieben, was sie mit ihren Kindern zu tun hätten. In diesem Punkte hatte mein Vater ihre Anschauung geteilt, und meine Brüder hatten ihm schon mit zehn Jahren bei seiner Arbeit, der Weberei, helfen müssen. Drei Jahre Schule war nach Ansicht meiner Eltern genug, und wer bis zum zehnten Jahre nichts lernt, lernt später auch nichts, war eine von ihnen oft getane Äußerung.

Auch mein jüngster Bruder mußte jetzt aus der Schule austreten, doch hatten sich mittlerweile die Gesetze über die Schulpflicht schon mehr eingelebt, und die Schulbehörde machte Schwierigkeiten. Mit vielen Gesuchen setzte es meine Mutter doch durch, daß er aus der Schule entlassen wurde und als Hilfsarbeiter in eine Fabrik gehen konnte.

Mein Bruder war ein fleißiger Knabe und trachtete, möglichst viel zu verdienen. Er machte bis spät abends Überstunden, und im Sommer ging er an Sonntagen Kegelaufsetzen, wofür er auch bezahlt wurde. Da befand er sich den ganzen Sonntag, oft bis in die Nacht, im Gasthaus und war Zeuge der wilden Raufereien, die gewöhnlich das Ende solcher Sonntagsvergönungen bildeten. Zur Jagdzeit ging er mit anderen Knaben als Treiber zu den Hasenjagden. Später kam er in eine Lehre in unserem Dorfe, wo er es gut hatte. Eines Tages aber kam er klagend nach Hause. Er war am Glatteis gestürzt und hatte sich das Knie verletzt. Das sollte für ihn der Anfang eines jammervollen Siechtums werden. Da die Schmerzen immer quälender wurden, mußte er in das Krankenhaus gebracht werden, von wo er aber nach einigen Wochen wieder heimkam. Er ging wieder arbeiten; da entstand in der linken Rippengegend ein Bläschen, das sich bis zur Eigröße entwickelte und eines Tages während der Arbeit aufbrach.

Jetzt begann eine schwere Zeit für ihn und uns alle. Da war der kranke Bruder und kein Verdienst im Hause. Die Mutter war ohne Arbeit, und mein zweitjüngster Bruder war wegen schwerer Mißhandlungen aus seiner Lehre davongelaufen. Das war in einem Winter, in dem lange kein Schnee fiel, so daß auch mit dem Hinwegräumen dieses Himmelsbrotes nichts verdient werden konnte. Meine Mutter scheute keine Mühe, um Arbeit zu finden. Manchmal konnte sie irgendwo Wäsche waschen, da mußte ich dann zu Mittag kommen und sie teilte ihre Mahlzeit mit mir. Von den Gasthäusern holten wir uns das Wasser, in dem die Würste gekocht wurden, das gab mit Brot eine uns vorzüglich mundende Suppe. Mein kranker Bruder bekam von mitleidigen Nachbarn Suppe und manch andere guten Dinge. Alle kurierten an ihm. Alle guten und schlechten Hausmittel wurden angewendet. Aus der Stadt holte meine Mutter eine Salbe, die von einer alten Frau zubereitet wurde und förmliche Wunder wirken sollte. Andere kamen und legten ihm gestoßene trockene Zwetschgen mit Zucker vermischt auf die Wunden. Kräuterbäder wurden ihm gemacht, sogenannte Sympathiemittel kamen in Anwendung, alles vergebens, seine Wunden heilten nicht. Da mußte ich anfangen, verdienen zu helfen. Ich strickte Strümpfe für andere Leute und machte Botengänge. Was sich nur bot, arbeiteten wir, um nicht der Not zu erliegen.

Als mein zweitjüngster Bruder endlich bei einem Perlmutterdrechsler Arbeit gefunden hatte, wurde auch ich hinbeschieden, um über die Kinder zu wachen. Schließlich wurde mir das Knöpfeaufnähen gelehrt, und ich nähte nun Perlmutterknöpfe auf Silber- und Goldpapier. Das war jetzt immer meine Beschäftigung, wenn ich aus der Schule kam und auch an schulfreien Tagen. Wenn ich hundertundvierundvierzig Knöpfe, zwölf Dutzend, aufgenäht hatte, so hatte ich einen und einen

halben Kreuzer verdient. Auf mehr wie auf 27 Kreuzer in der Woche habe ich es nicht gebracht.

Am Neujahrstag mußte ich in unserem Dorfe und in die Umgebung Neujahr wünschen gehen. Das war eine von der ärmsten Bevölkerung geübte Sitte. Man ging nur zu den als wohlhabend oder reich bekannten Familien und sagte dort einen Wunsch auf, wofür man eine Belohnung erhielt. Ich fürchtete mich ganz entsetzlich vor den Hunden, die die Häuser der Reichen bewachten, aber ich war doch bemüht, möglichst viel Geld nach Hause zu bringen. Oft ging ich zu einer Tür hinein, wo soeben ein anderes, ebenso mißbrauchtes Kind herausging. Starb ein Schulkind aus einer reicheren Familie, so wurde eine Anzahl armer Kinder bestimmt, die dem Sarge in einem besonderen Zuge zu folgen hatten. Dafür bekam man zehn Kreuzer Belohnung. Einmal, als ich meiner schlechten Schuhe wegen nicht in die Schule ging, schickte die Lehrerin zu uns, daß ich doch zum Begräbnis einer reichen Mitschülerin kommen solle, da ich für diese Teilnahme den hierfür ausgesetzten Betrag erhalten würde. Und ich ging den weiten, schmutzigen, aufgeweichten Weg mit meinen Schuhen, die keine Sohle mehr hatten, um diese wenigen Kreuzer zu bekommen.

In dieser Zeit, da wir in so großem Elend lebten, wurde viel von einer *Herzogin* gesprochen, die in einem etwa eine Stunde entfernten Dorf ein Schloß bewohnte. Man erzählte gern von ihrer Wohltätigkeit. Eine Menge Menschen sollte sie durch ihre Freigebigkeit schon glücklich gemacht haben. Alles, was ich in Märchen von guten Feen gehört hatte, schien in dieser Frau verkörpert zu sein. Meine Mutter ließ sich an sie ein Gesuch schreiben, das vom Bürgermeister und dem Pfarrer unterschrieben wurde. Es dauerte nicht lange, so erhielten wir eine Unterstützung von fünf Gulden. Meine Mutter war un-

endlich glücklich über diese Hilfe und sann nach, wie sie sich dafür bedanken könnte.

Es wurde auch die Frage besprochen, ob ich nicht Schuhe bekäme, wenn die Herzogin wissen würde, wie schlecht die meinigen seien. Ich mußte einen Brief schreiben, der ungefähr so lautete:

Gnädigste Frau Herzogin!

Weil meine Mutter nicht schreiben kann, so schreibe ich, daß sie sich für die fünf Gulden untertänigst bedanken läßt. Ich bin zehn Jahre alt und kann oft nicht in die Schule gehen, weil ich keine Schuhe habe. Und ich möchte so gerne in die Schule gehen.

Wie auf eine glückspendende Fee wartete ich jetzt Tag um Tag auf eine Nachricht von der Herzogin. Und wirklich. Es kam die Botschaft, daß ich zur Oberlehrerin des Dorfes kommen sollte, in dem sich das Schloß befand. Diese schickte mich zu einem Schuhmacher, und mir wurde Maß genommen für neue Schuhe. Nach einer Woche durfte ich sie mir im Schlosse holen. Die Oberlehrerin belehrte mich vorher, daß ich »Hoheit« oder, wenn ich mir dieses Wort nicht merken sollte, »Gnädigste Frau Herzogin« sagen müßte.

Und so wanderte ich dahin, über die mittlerweile schneebedeckten Wege, die zum Schlosse führten. Ich trug Holzpantoffeln an den Füßen, einen grünen Rock, und über ein dünnes Jäckchen hatte ich ein Tuch von meiner Mutter geschlungen. Auch den Kopf hatte ich in ein Wolltuch gehüllt. Aufgeregt, bang klopfenden Herzens, ging ich durch die Allee von hohen, mächtigen, uralten Bäumen dem Schlosse zu. Schon die Mauern, die es umgaben, flößten mir Gefühle ein, die ich heute vielleicht mit scheuer Ehrfurcht bezeichnen würde. Der Portier, wie ihn die Leute nannten, ließ mich ein und schickte mich eine breite prächtige Treppe hinauf. Teppiche lagen,

wie ich sie noch in keiner Wohnung gesehen; grüne Gewächse schmückten die Wände. Oben nahm mich ein Herr in Empfang, der prächtig gekleidet war. Er trug Kniehosen und einen mit glänzenden Tressen besetzten Rock. »Das muß der Herzog sein«, dachte ich und beeilte mich, ihm die Hand zu küssen, wie mir die Mutter eingeschärft hatte. Er aber wehrte ab; später erfuhr ich, daß es der Kammerdiener war. Er geleitete mich weiter, und wir kamen bei einer Tür vorüber, durch deren Scheiben ich ein Mädchen erblickte, das genauso aussah wie ich. Ein ebenso grüner Rock und ein ebensolches Tuch wie ich hatte, hüllten ihre Gestalt ein. An den Füßen trug sie genau solche Holzpantoffeln, wie die meinen waren. Augen und Haare so dunkel, wie ich sie hatte, hatte auch das Mädchen.

Ich erzählte davon meiner Mutter, und wir rieten hin und her, wer das sein könnte. Da wir aber keine Ahnung von Spiegeltüren hatten, denn in einer solchen hatte ich mein Ebenbild gesehen, so standen wir vor einem Rätsel. Der Kammerdiener hieß mich in einem mit Bildern geschmückten Korridor warten. Alsbald erschien eine junge Frau, die mir engelhaft schön erschien. Freundlich nahm sie mich bei der Hand und geleitete mich in ein großes Zimmer, in dem sich an den Wänden Bücher befanden. Zum ersten Mal stand ich auf einem Fußboden, auf dem sich's wie auf Glatteis ging. Die Herzogin schob mir einen Stuhl zurecht und brachte selbst aus einem Nebenzimmer die für mich bestimmten Schuhe, die ich auf Geheiß anzog. Sie bemitleidete mich wegen meiner dünnen Kleider und gab mir eine Karte, die ich bei der Oberlehrerin abzugeben hatte und die den Auftrag enthielt, mir eine warme Jacke anfertigen zu lassen. Als ich die Jacke holte, frug mich die Herzogin nach unseren Verhältnissen, und ich erzählte ihr von meinem kranken Bruder. Sie versprach, einen Arzt zu schicken und gab mir Geld für die Mutter. Da ich ihre Frage, ob ich gerne lese, freudig be-

jahte, schenkte sie mir Bücher. Ein großes, schön gebundenes, dessen Titel ich aber merkwürdigerweise vergessen habe. Von einer Erzählung: »Der geraubte Schatz«, ist mir ein einziger Satz in Erinnerung geblieben. Ein Buch war von *Ottilie Wildermut*, mit wunderbar schönen Bildern. Leider mußte ich die Bücher, als es wieder Not und Hunger im Hause gab, für einige Kreuzer verkaufen. Gerne hätte ich sie mir später, als ich schon den bildenden Wert von Büchern beurteilen konnte, zurückgekauft, doch waren alle meine Bemühungen vergeblich. Die Herzogin hielt ihr Versprechen und schickte ihren Arzt zu meinem Bruder. Das traurige Ergebnis der Untersuchung war, daß er die häusliche Pflege für unzureichend erklärte und das Krankenhaus als einzigen Ort der Rettung empfahl. Und so geschah es. Über ein Jahr lang lag mein Bruder im Wasserbette. Nur so konnte er seine immer größer werdenden Schmerzen ertragen. Sein armer Körper sah furchtbar aus. Er hatte es gut im Krankenhause. Alle behandelten ihn liebevoll, und er konnte nicht genug erzählen, welche guten Sachen er zu essen bekomme. Alle hatten ihn lieb. Andere Patienten kamen noch mit Geschenken zu ihm, wenn sie schon gesund das Spital verlassen hatten. Seine Pflegerinnen schmückten sein Bett mit Blumen, als er sich dreihundert Tage dort befunden hatte. Alle machten ihm Geschenke. Dennoch war seine Sehnsucht, wieder nach Hause zu kommen. Oft bat er, wir sollten der Herzogin schreiben und sie bitten, daß sie sich seiner annehmen möge, damit er bei der Mutter sein könne. Von den Ärzten wußten wir aber, daß das ganz ausgeschlossen sei, und so vertrösteten wir ihn immer wieder. Eines Tages kam eine der Pflegerinnen und teilte uns mit, daß er von seinem fürchterlichen Leiden, dem Knochenfraß, erlöst sei. In einem Armensarg wurde er begraben.

Meine Mutter hatte im Frühjahr im Garten der Herzogin Beschäftigung erhalten, wodurch sich unsere Lage einigerma-

ßen verbesserte. Aber nun rächten sich meine vielen versäumten Schulbesuche. Da meine Mutter nicht schreiben konnte, war ich oft nicht entschuldigt worden. Die Schulleitung hatte die Anzeige erstattet, und meine Mutter wurde zu zwölf Stunden Arrest verurteilt. Da sie jetzt Arbeit hatte, wollte sie keinen Lohn verlieren und unterließ es, dem Auftrag zum Antritt der »Strafe« nachzukommen. Sie hielt es auch für unmöglich, daß man sie, das ehrliche Weib, das sich immer redlich durchgebracht hatte, einsperren könnte. Aber am Ostersamstag kamen um sechs Uhr früh zwei Gendarmen und holten sie. Sie war fassungslos, daß man ihr eine solche Schande zufüge, daß sie zwischen zwei Gendarmen durch die Straße gehen mußte. Trost fand sie nur in dem Bewußtsein, daß ihr ganzes Leben makellos und rein war. Nachher wurde sie zum Oberlehrer beschieden, und dieser machte ihr Vorstellungen, mich fleißig in die Schule zu schicken, da ich sehr begabt sei. »Aus mir könne etwas werden«, versicherte man. Auch mein Vormund mußte kommen. Dieser begnügte sich aber, mich zu ermahnen, brav und fromm zu sein. Was nützte das aber, wenn ich weder Kleidung noch Nahrung hatte, um die Schule besuchen zu können.

Als dieses Schuljahr zu Ende war, entschloß sich meine Mutter, in die Stadt überzusiedeln. Ich war nun zehn Jahre und fünf Monate alt und sollte nicht mehr in die Schule, sondern in eine Arbeit gehen. Die Leute rieten der Mutter ab; sie meinten, wenn wir in unserem Dorfe bleiben würden, würde mich die Herzogin etwas lernen lassen. Und wahrlich, in meinen Träumen hatte ich mir das eingebildet. Ich hatte mich schon als Kammerzofe gesehen, so sagte man mir, nennt man die hübsch gekleideten, mit zierlichen weißen Schürzen und Bändern geschmückten Mädchen, die ich oft im Schlosse sah. Auch Lehrerin wäre ich gerne geworden, und mein Vorbild erblickte ich

da in meiner Lehrerin, einem schönen, feinen Fräulein, deren geschmackvolle Kleider ich immer bewunderte. Noch lange verfolgten mich allerlei phantastische Ideen, die alle mit der Herzogin zusammenhingen. Als ich schon den ganzen Tag fleißig arbeiten mußte, dachte ich noch immer an sie und meinte, sie müsse sich meiner erinnern, und wie im Märchen müßte sie mir mit einer Fülle von Glück und Herrlichkeiten erscheinen. Es blieben Träume.

Ich weiß nicht mehr, warum alle Verbindungen mit dem Schlosse aufhörten, warum alle die Wohltaten, die wir erfahren, ein Ende genommen hatten. Das eine weiß ich noch, daß wir viele Neider hatten. Die Fama dichtete aus den paar Gulden, die wir hie und da bekamen, ganze Reichtümer. Man schätzte die Teilnahme, die uns die Herzogin erwies, so hoch ein, daß andere arme Frauen zu mir kamen, ich solle ihnen Bittschriften verfassen. Die Herzogin erkannte meine Schrift bei fremden Gesuchen und erkundigte sich bei mir nach den Bittstellern, die dann tatsächlich Unterstützungen bekamen. Dann entstand das Gerücht, man habe der Herzogin erzählt, daß wir gar nicht unterstützungsbedürftig seien, meine Mutter habe wohlhabende Söhne. Meine Mutter ging in das Schloß, um diese Gerüchte zurückzuweisen, aber wenn einmal Mißtrauen vorhanden ist, so kann man es schwer wieder bannen.

Meine wohlhabenden Brüder! Wo und was waren sie? Der eine befand sich als Handwerksbursche auf der Walz, der zweite war in einem entfernten Dorf in einer fünf Jahre dauernden Lehre. Einer war zu Hause und arbeitete als Perlmutterdrechsler. Und der arme Albert siechte dahin. Es hieß, daß die Herzogin schon viel getäuscht worden sei. Man erzählte da vieles von den Erfahrungen, die sie gemacht hatte, wenn sie selbst in die Wohnungen der Bittsteller ging, um sich von der Wahrheit der gemachten Angaben zu überzeugen. So erzählte man, daß

sie einmal zu einer Familie gekommen sei, die ihr ihre Not geschildert hatte, und sie habe alle beim Schmaus eines Gänsebratens angetroffen. Daß das nicht immer ein Zeichen vom Wohlergehen ist, weiß ich aus eigener Erfahrung. So habe ich mein erstes Huhn gegessen, als es uns recht schlecht ging. Wir hatten es bei einer großen Geflügelverkaufsstelle gekauft, wo man an arme Leute die verendeten Hühner um einige Kreuzer verkaufte. Da hat auch meine Mutter einmal am Neujahrstag für zwanzig Kreuzer ein Suppenhuhn erstanden. Vielleicht war es mit dem Gänsebraten ähnlich bestellt.

Die Herzogin war aus meinem Leben verschwunden.

Als ich von der Schule mein Übersiedlungszeugnis erhalten hatte, das mich für reif erklärte, in die vierte Volksschulklasse überzutreten, war das meine ganze geistige Ausrüstung für das Leben voll Arbeit, das ich nun zu beginnen hatte. Nie hat jemand Einspruch erhoben, daß ich der gesetzlichen achtjährigen Schulpflicht entzogen wurde. Bei der Polizei war ich gar nicht angemeldet. Da meine Mutter nicht schreiben konnte, mußte ich die Meldezettel ausfüllen. Ich hätte mich selbstverständlich in die Rubrik: Kinder einzutragen gehabt, da ich mich aber für kein Kind mehr hielt, ich war ja schon Arbeiterin, so ließ ich diese Rubrik unausgefüllt und blieb polizeilich unangemeldet. Andere Leute beachtetten diese Unterlassung auch nicht.

Wir zogen in die Stadt zu einem alten Ehepaar in eine kleine Kammer, wo in einem Bett das Ehepaar, im andern meine Mutter und ich schliefen. Ich wurde in einer Werkstätte aufgenommen, wo ich Tücher häkeln lernte; bei zwölfstündiger fleißiger Arbeit verdiente ich 20 bis 25 Kreuzer im Tage. Wenn ich noch Arbeit für die Nacht nach Hause mitnahm, so wurden es einige Kreuzer mehr. Wenn ich frühmorgens um sechs Uhr in die Arbeit laufen mußte, dann schliefen an-

dere Kinder meines Alters noch. Und wenn ich um acht Uhr abends nach Hause eilte, dann gingen die anderen gut genährt und gepflegt zu Bette. Während ich gebückt bei meiner Arbeit saß und Masche an Masche reihte, spielten sie, gingen spazieren oder sie saßen in der Schule. Damals nahm ich mein Los als etwas Selbstverständliches hin, nur ein heißer Wunsch überkam mich immer wieder: mich nur einmal ausschlafen zu können. Schlafen wollte ich, bis ich selbst erwachte, das stellte ich mir als das Herrlichste und Schönste vor. Wenn ich dann manchmal das Glück hatte, schlafen zu können, dann war es erst kein Glück, dann war Arbeitslosigkeit oder Krankheit die Veranlassung. Wie oft an kalten Wintertagen, wenn ich abends die Finger schon so erstarrt hatte, daß ich die Nadel nicht mehr führen konnte, ging ich zu Bett mit dem Bewußtsein, daß ich morgens um so früher aufstehen müsse. Da gab mir die Mutter, nachdem sie mich geweckt, einen Stuhl in das Bett, damit ich die Füße warm halten konnte und ich häkelte weiter, wo ich abends aufgehört hatte. In späteren Jahren überkam mich oft ein Gefühl grenzenloser Erbitterung, daß ich gar nichts, so gar nichts von Kinderfreuden und Jugendglück genossen hatte.

Das alte Ehepaar, bei dem wir wohnten, war sehr zweifelhaften Charakters. Die Frau lebte davon, daß sie jungen Mädchen und Frauen aus den Karten ihre Zukunft prophezeite. Auch mich ließ sie in meine Zukunft blicken, die sie mir aus den Karten mit den schönsten Farben malte. Natürlich spielte der Mann die Hauptrolle und ebenso natürlich ein reicher Mann. Diese Frau hätte für mich verhängnisvoll werden können. Sie sagte mir, dem zehneinhalbjährigen Kinde, viele Schmeicheleien, schmückte mich mit Seidenbändern und gab mir Näscherleien. Alles das könnte ich immer haben, versicherte sie, nur dürfte meine Mutter nichts davon wissen. Sie eiferte mich

zu vielen Dingen an, die ich nicht zu tun wagte, weil sie mir ungehörig erschienen.

Zum Glück war meine Mutter mißtrauisch und wir mieteten ein Kabinett, das wir für uns allein hatten. Auch mein jüngerer Bruder kam wieder zu uns und brachte einen Kollegen mit, mit dem er sein Bett teilte. So waren wir vier Personen in einem kleinen Raum, der nicht einmal ein Fenster hatte, sondern das Licht nur durch die Fensterscheiben erhielt, die sich in der Tür befanden. Als einmal ein bekanntes Dienstmädchen stellenlos wurde, kam sie auch zu uns, sie schlief bei meiner Mutter im Bett und ich mußte zu ihren Füßen liegen und meine eigenen Füße auf einen angeschobenen Stuhl lehnen.

Ein Jahr blieb ich Schafwollhäklerin und lernte eine ganze Anzahl Werkstätten kennen; denn wenn wir hörten, anderswo werde auch nur um einen Kreuzer für das Tuch mehr bezahlt, so mußte ich dorthin gehen. So kam ich immer in eine andere Umgebung und unter andere Menschen und konnte mich an keinem Ort recht eingewöhnen. Dadurch erhielt ich Einblick in viele Familienverhältnisse. Der Ertrag der Ausbeutung so vieler junger Mädchen war überall die Grundlage der Existenz ganzer Familien. Ich arbeitete wiederholt bei Beamtenstättinnen oder bei Angestellten kaufmännischer Berufe, wo die standesgemäße Lebensweise nach außen nur möglich war durch die Ausnützung unserer Arbeitskraft. Ich war überall die Jüngste von allen. Und um nicht mit Rücksicht auf meine Jugend noch schlechter bezahlt zu werden, gab ich ein höheres Alter an, was ich ganz gut konnte, da ich über mein Alter groß war und weil mich mein ernstes Wesen auch älter erscheinen ließ. Zudem mußte ich als älter gelten, damit nicht jemand verraten konnte, daß ich eigentlich die Schule besuchen sollte.

Ich war im zwölften Jahr, als sich meine Mutter entschloß, mich in eine Lehre zu geben. Ich sollte einen Beruf erler-

nen, von dem noch angenommen wurde, daß ein besserer Verdienst bei Fleiß und Geschicklichkeit zu erzielen sei, das Posamenteriegewerbe. Natürlich konnte ich wieder, meines schulpflichtigen Alters wegen, nur zu einer Zwischenmeisterin kommen. Zwölf Stunden im Tage mußte ich aus Perlen und Seidenschnüren Aufputz für Damenkonfektion herstellen. Ich erhielt keinen fixen Lohn, sondern jeder neue Artikel wurde genau berechnet, wieviel davon in einer Stunde zu machen sei und dafür wurden fünf Kreuzer bezahlt. Hatte man größere Übung erlangt und dadurch die Möglichkeit, mehr zu verdienen, so reduzierte die Meisterin, mit der Begründung, daß auch der Fabrikant weniger bezahle, den Lohn. Unaufhörlich, ohne sich auch nur eine Minute Ruhe zu gönnen, mußte man arbeiten. Daß dies von einem Kinde in meinem Alter schließlich nicht zu erwarten war und auch von keinem andern zu leisten ist, weiß jeder, der selbst beurteilen kann, was zwölf Stunden anhaltender Arbeit überhaupt zu bedeuten haben. Mit welchem Verlangen sah ich immer nach der Uhr, wenn mich die zerstochnen Finger schon schmerzten und wenn ich mich am ganzen Körper ermüdet fühlte. Und wenn ich dann endlich nach Hause ging, an schönen warmen Sommertagen oder im bitterkalten Winter, mußte ich oft, wenn viel zu tun war, noch Arbeit für die Nacht nach Hause nehmen. Darunter litt ich am meisten, weil es mich um die einzige Freude brachte, die ich hatte.

Ich las gerne. Ich las wahllos, was ich in die Hände bekommen konnte, was mir Bekannte liehen, die auch nicht zwischen Passendem und Unpassendem unterschieden und was ich im Antiquariat der Vorstadt, für eine Leihgebühr von zwei Kreuzer, die ich mir vom Munde absparte, erhalten konnte. Indianergeschichten, Kolportageromane, Familienblätter, alles schleppte ich nach Hause. Neben Räuberromanen, die mich

besonders fesselten, interessierte ich mich lebhaft für die Geschichte unglücklicher Königinnen. Neben »Rinaldo Rinaldini« (der mein besonderer Liebling war), die »Katarina Kornaro«, neben »Rosa Sandor« die »Isabella von Spanien«, »Eugenie von Frankreich«, »Maria Stuart« und andere. »Die weiße Frau in der Hofburg zu Wien«, alle Kaiser-Josef-Romane, »Die Heldin von Wörth«, »Kaisersohn und Baderstochter« vermittelten mir geschichtliche Kenntnisse. Ihnen reihten sich die Jesuitenromane an und in weiterer Folge die Romane mit hundert Heften, vom armen Mädchen, das nach Überwindung vieler und grauererregender Hindernisse zur Gräfin oder mindestens zur Fabrikantens- oder Kaufherrnsgattin gemacht wurde. Ich lebte wie in einem Taumel. Heft um Heft verschlang ich; ich war der Wirklichkeit entrückt und identifizierte mich mit den Heldinnen meiner Bücher. Ich wiederholte in Gedanken alle Worte, die sie sprachen, fühlte mit ihnen die Schrecken, wenn sie eingemauert, scheinot begraben, vergiftet, erdolcht oder gefoltert wurden. Ich war mit meinen Gedanken immer in einer ganz andern Welt und sah nichts von dem Elend um mich her, noch empfand ich mein eigenes Elend. Da meine Mutter nicht lesen konnte, stand meine Lektüre unter keiner Kontrolle. So las ich mit 13 Jahren *Paul de Kock*, aber so harmlos ließen mich die frivolen französischen Erzählungen, daß ich bis in die kleinsten Details den Inhalt wieder erzählte und nicht begriff, warum mein Bruder und sein Kollege lachten, wo ich nichts Erheiterndes gefunden hatte. Eine Stelle habe ich noch immer im Gedächtnis. Ein Marquis hatte ein Mädchen in ein Gebüsch geführt, und da stand dann ungefähr: »Als sie wieder heraustraten, ging das Mädchen bleich und mit schwankenden Knien weiter. Einen letzten Blick warf sie nach dem Ort zurück, wo sie ihre Unschuld verloren hatte.« Was lachten da die zwei jungen Menschen, ohne daß ich eine Erklärung dafür fand.

Erzählen mußte ich sehr viel, ich erzählte sehr genau und wußte manche Dialoge fast wörtlich, als hätte ich alles auswendig gelernt. Ich erlangte als Erzählerin fast »Berühmtheit«. Am Sonntagabend wurde ich zu meiner Lehrfrau geladen, um dort vorzulesen. Die Liebesabenteuer der »Isabella von Spanien« bildeten damals die Lektüre. Im Hause, wo ich wohnte, wurde ich von Familien eingeladen, um zu erzählen, und meine Mutter und mein Bruder bereiteten mir wirklich Qual mit ihrer Lust, mich erzählen zu hören. Wenn alles im Bette lag, mußte ich erzählen, die anderen schliefen schließlich ein, ich aber wurde des Schlafes beraubt und lag dann in erregtem Zustand wach im Bette, in dem ich mich nicht rühren durfte, weil ich ja sonst die Mutter gestört hätte. Zudem hätte ich oft die Zeit lieber angewandt, um zu lesen, wenn ich schon nicht arbeiten mußte.

Am Sonntagnachmittag, wenn ich vormittags in unsrem bescheidenen Hauswesen geholfen hatte, las ich ununterbrochen, bis es dunkel wurde. Im Sommer ging ich mit meiner Lektüre auf den Friedhof, wo ich unter einer Trauerweide ruhend stundenlang weilte, ohne auf etwas anderes zu achten, als auf mein Buch. Wie haßte ich die *Sonntagsarbeit*, die ich oft zu machen hatte! Einen solchen Tag betrachtete ich als einen verlorenen und das bessere Abendbrot und das Gläschen Wein oder Bier, das ich als Entschädigung erhielt, betrachtete ich nicht als solche.

Zwei Jahre blieb ich in der Lehre und erfuhr in dieser Zeit viel Kränkung, Härte und Herzlosigkeit. Man benützte mich als eine Art Aschenputtel. Ich mußte oft an Samstagen die großen Reinigungsarbeiten machen und noch heute fühle ich die Empörung wie damals, wenn ich daran denke, was man mir alles zumutete und wie man mich behandelte. Von dem ziemlich weit entfernten öffentlichen Brunnen mußte ich in

einem schweren Holzgefäß das Wasser bringen. Die Wasserleitung im Hause hatte man damals noch nicht und ich ließ mir nicht träumen, daß es einmal eine solche Annehmlichkeit geben könnte. Oft erbarmten sich fremde Menschen meiner und halfen mir tragen. Meine Lehrfrau nahm den Standpunkt ein, ich müßte mich an alles gewöhnen, »denn eine gnädige Frau wirst du ja doch nicht werden«, meinte sie.

Die beiden Kinder ließen an mir alle Bosheiten aus, deren sie fähig waren. Sie spotteten über meine Armut und machten sich lustig, weil ich im Sommer barfuß gehen mußte, was mich selbst bitter genug kränkte. Da ich aber nur einige Schritte zu gehen hatte, hielt meine Mutter das Schuhetragen am Wochentag bei einem so jungen Geschöpf für Verschwendung. Da der Beruf, den ich erlernte, sehr von der Saison abhängig war, so gab es zweimal im Jahre einige Wochen, wo wenig und vorübergehend auch gar nichts zu tun war. Meine Mutter bemühte sich, mich während dieser Pausen anderwärts unterzubringen; ich selbst mußte nach Arbeit suchen gehen. Da las ich dann alle Schilder ab und wo ich annehmen konnte, daß Mädchen verwendet werden, ging ich hinein. Das war das schwerste. Immer die stereotype Frage: »Bitt schön, ich möchte Arbeit.« Auch dieses demütigende Gefühl empfinde ich noch heute mit aller Lebendigkeit, wie ich es damals bei meiner ängstlichen und doch erwartungsvollen Bitte nach Arbeit empfand. Oft mußte ich erst die gewaltsam aufsteigenden Tränen trocknen, ehe ich sprechen konnte.

Einmal, ich war etwas über 13 Jahre alt und sah fast erwachsen aus, kam ich auf meiner Suche nach Arbeit in das Kontor eines Bronzewarenfabrikanten. Ein kleiner alter Herr, es war der Chef selbst, fragte mich nach meinem Alter, Namen und Familienverhältnissen und bestellte mich für den nächsten Montag. Ich erhielt einen Platz inmitten von zwölf jungen

Mädchen und war endlich wieder in einem warm geheizten Raum. Ich wurde unterwiesen, wie man Kettenglieder aneinander reiht und eignete mir bald Geschicklichkeit an. Der Chef nahm sich meiner wohlwollend an. Ich war auch hier die jüngste Arbeiterin, verdiente aber bald mehr, als ich in der Lehre bekommen hatte. Diese wurde nun ganz aufgegeben, da sich der neue Beruf als einträglicher herausstellte. Zehn Monate arbeitete ich ununterbrochen in der Bronzefabrik. Ich erhielt nun, für meine damaligen Begriffe, schöne Kleider, durfte mir hübsche Schuhe kaufen und auch sonst manches, was jungen Mädchen Freude macht.

Mein Chef begünstigte mich sehr und zog mich allen andern Mädchen vor. Er sprach in wahrhaft väterlicher Weise und bestärkte mich in meinem Entschluß, all den Vergnügungen, die meine Kolleginnen erfreuten, fernzubleiben. Die Mädchen gingen am Sonntag tanzen, wovon sie dann erzählten. In den Pausen unterhielten sie sich mit den jungen Arbeitern; obwohl ich den Sinn ihrer Gespräche nicht verstand, hatte ich doch die Empfindung, daß man so nicht reden dürfe. Ich wurde oft verspottet, weil ich mich so isolierte, da ich aber immer bereit war, in den Pausen Geschichten zu erzählen, so war man mir nicht weiter gram.

Nach einigen Monaten wurde mir eine andere Arbeit zugewiesen, die besser bezahlt wurde. Sie war aber anstrengender. Ich mußte bei einem mit Gas betriebenen Blasebalg löten, was mir nicht gut zu tun schien. Meine Wangen wurden immer bleicher, eine große unbezwingliche Müdigkeit bemächtigte sich meiner, ich bekam Schwindelanfälle und mußte oft plötzlich eine Stütze suchen.

Ein anderes Ereignis brachte mich damals in große Unruhe. Ich habe schon erwähnt, daß wir nicht allein wohnten, sondern einen Kameraden meines Bruders bei uns hatten. Dieser,

ein häßlicher, blatternarbiger, wortkarger Mensch, hatte angefangen, mir Aufmerksamkeiten zu erweisen. Er brachte mir kleine harmlose Geschenke, wie Obst und Bäckereien. Auch verschaffte er mir Bücher. Weder mir noch der Mutter fiel das auf. War ich doch erst vierzehn Jahre alt. Einmal, an einem Feiertag, kam der Bettgeher abends allein nach Hause und wir gingen schlafen, ohne daß mein Bruder da war. Ich lag neben der Mutter an die Wand gedrückt. Ich schlief noch nicht fest genug, denn plötzlich erwachte ich mit einem Schreckenschrei. Ich hatte über mir einen heißen Atem gespürt, konnte aber in der Finsternis nicht sehen, was es sei. Mein Schrei hatte die Mutter geweckt, die sofort Licht machte und die Situation erkannte. Der Bettgeher hatte sich von seinem Bette, dessen Fußende an unser Kopfteil stieß, erhoben und über mich gebeugt. Ich zitterte vor Schreck und Angst am ganzen Körper, und ohne recht zu wissen, was der Mensch vorhatte, hatte ich den Instinkt, daß es etwas Unrechtes sei. Meine Mutter machte ihm Vorwürfe, auf die er fast nichts erwiderte. Als mein Bruder kam, den wir wachend erwarteten, gab es noch eine aufregende Szene und dem Schlafkollegen wurde gekündigt. Was ich erwartet und gewünscht hatte, geschah nicht. Er wurde nicht sofort weggeschickt, sondern durfte bis Ende der Woche bleiben, um Zeit zu haben, eine andere Schlafstelle zu suchen und um nicht so mit Schande fort zu müssen. Unter dieser mir unbegreiflichen Rücksicht für diesen Menschen hatte ich furchtbar zu leiden. Ich fürchtete mich, einzuschlafen, und wenn ich endlich doch schlief, quälten mich die schrecklichsten Träume. Angstvoll schlang ich die Arme um meine Mutter, um mich zu bergen. Man schalt mich überspannt, schob die Schuld auf die Romane, die ich las und verbot mir, noch weiter zu lesen.

Einige Wochen nach diesem mich erschütternden Vorfall wurde ich von einer schweren Ohnmacht befallen. Als ich

durch ärztliche Bemühung das Bewußtsein erlangt hatte, quälten mich Angstvorstellungen. Der Arzt fand den Fall sehr schwer, er schloß auf eine Nervenerkrankung und auf der Klinik, wohin mich die Mutter führte, forschte man nach der Lebensweise meines Vaters und Großvaters und schien den übermäßigen Alkoholgenuß meines Vaters mit für die Ursache meiner Erkrankung zu halten. Man fand mich im höchsten Grade unterernährt und blutleer und riet mir, viel Bewegung in frischer Luft zu machen und mich gut zu ernähren. Das waren die Heilmittel, die der berühmte Kliniker empfahl. Wie sollte ich seine Anordnungen befolgen?